R. o gall.
2565 n
(1 Dufresne

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25976.

Des Königs Mordgehülfe.

Der Komet Schorotschkin

Des

Königs Mordgehülfe.

Historischer Roman

nach dem Französischen

von

Jean Dufresne.

Lindenauische Bibliothek.

Erster Band.

Berlin.

Verlag von A. Sacco Nachfolger.

Zimmerstraße Nr. 94.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der Schlächter vom Berge der heiligen Genovefa.

Es war am späten Abend des ersten Juli im Jahre des Heils 1572; das Geläut der Abendglocken war längst verklungen, die Wächter der guten Stadt Paris ließen von Zeit zu Zeit die einförmige Litanei ihres Ruheliedes hören, und man vernahm in den Straßen Nichts, als den regelmäßigen Schritt der Schildwachen, die schrillen Pfiffe, mit denen die Spitzbuben und Straßenräuber sich zu verständigen pflegten, und die bacchantischen Klänge der Orgien aus den Palästen der reichen Edelleute.

Während des ganzen Tages war die Luft gewitterschwül gewesen, dichte Wolken thürmten sich über der Stadt. Eine erstickende Hitze herrschte in den Straßen, und noch mehr in den Häusern. Gegen Abend hatten die Wolkenmassen frühzeitig eine vollständige Finsterniß herbeigeführt.

Es schlug zehn Uhr vom Kirchthurm des Louvre. Gleichzeitig nahm eine einfache und schmucklose Sänfte ihren Weg nach dem Gäßchen, das mit dem Namen des heiligen Albertus getauft war und nahe dem Flußdamme des späteren Parlamentsgerichtes auf dem Platze Maubert lag.

Beinahe am Ende der Gasse hielt die Sänfte.

Zwei Männer, die ihr von Weitem gefolgt waren, näherten sich schnell.

Einer von ihnen öffnete den Schlag, verbeugte sich tief vor einer dicht verschleierten Frau, die herausstieg, und diese drei Personen traten nun in den dunklen und niedrigen Eingang eines Hauses, dessen Pforte auf ein gegebenes Zeichen sich vor ihnen öffnete.

Was geschah in diesem Hause?

Die Ausfertigung eines Befehls, dessen Ausführung wir bald kennen lernen werden.

Zwanzig Minuten später entfernten sich die beiden Männer, welche die Sänfte begleitet hatten, und schritten zum Berg der heiligen Genovefa empor.

Sie schlichen längs der Mauern und blickten von Zeit zu Zeit ängstlich um sich, als fürchteten sie, verfolgt zu werden. Beide trugen schwarze Mäntel, und unter ihnen die gewöhnliche Tracht der unteren Stände.

Der Eine war klein und von unansehnlichem Aeußern, an dem Nichts auffiel, als die dünnen Linien der langgezogenen Nase und der lauernde Ausdruck des Blickes.

Hiergegen stach die hohe Gestalt des Anderen ab. Seine von einem dichten rothen Barte halb verhüllten unregelmäßigen Züge, der dunkle, verwegene Blick, das energische Kinn, die zusammengezogenen Brauen: das Alles bildete ein Ganzes, das demjenigen, der es einmal gesehen, unvergeßlich blieb.

Zwischen beiden Männern entspann sich folgende Unterhaltung, der wir folgen wollen.

„Fandest Du nicht, alter Freund Serlabous, daß unser guter René, der Händler mit ebenso wohlriechenden als der Gesundheit zuträglichen Wassern, heut Abend ein sehr biegsames Rückgrat hatte?" flüsterte der Mann mit dem vollen Barte, sich zum Ohre seines nächtlichen Gefährten niederbeugend.

„Sehr natürlich, Meister! Es gab ja ein hübsches Stück Geld zu schlucken!"

„Still, Schuft! Vergiß nicht, daß ich Jean Garnier heiße!"

„Ich bin stets bereit, Euch zu gehorchen, Meister Jean Garnier, indeß in diesem Fall macht mich eine Kleinigkeit bedenklich."

„Und worin besteht sie?"

„Das will ich Euch sagen," antwortete der Kleine, indem er einen durchdringenden Blick zu dem düsteren Gesicht seines Begleiters emporwarf. „Wenn man einmal geheimnißvolle Befehle ausführt, so verkehrt man nicht gern mit Leuten, die ... Ihr versteht mich, wenn ich Euch sage, daß der René in Beziehung auf die Dame, die wir begleiteten, nicht gerade allzu verschwiegen gewesen ist. Habe ich nicht Recht, alter Freund?"

„Du denkst an den Alten, der bei unserer Ankunft uns so schnell den Rücken kehrte," sagte Jean Garnier und ein grimmiges Lächeln spielte um seine Mundwinkel, als er diese Worte sprach.

„Allerdings meine ich den Alten; kennst Du ihn vielleicht? Sein Gesicht ähnelt verdammt dem eines gewissen Hugenotten, dem ich den Paß in's Jenseits geben soll."

Der Mann, der sich Jean Garnier nennen ließ, richtete in der Dunkelheit einen durchbohrenden Blick auf Serlabous, der ruhig fortfuhr:

„Darf man erfahren, wer der Alte ist?"

„Niemand anders, als der Vater der ehemaligen Geliebten des Königs."

„Der Vater von Marie Touchet?"

„So ist es."

„Ei der Tausend!"

„Ich höre aus dem Ton Deiner Verwunderung, daß Du durchaus meiner Meinung bist."

„Was geht Dich das an?"
„Genug! Du sollst mir bei dem Geschäft helfen."
„Nein!"
„Und warum nicht?"
„Weil —"
„Alter Freund, drücke meinen Arm nicht so ungestüm!"
„Du wirst auf dies Wild keine Jagd machen!"
„Bittest Du mich darum?"
„Ich befehle es Dir!"
„Aber, aus welchem Grunde?"
„Der Grund ist der, mein alter Freund, daß, sobald durch Deine Schuld ein Haar auf seinem Haupte gekrümmt wird, Deine arglistige Brust diesem Dolche zur Scheide dienen soll."

Bei diesen Worten zückte Jean Garnier, dessen Augen Blitze sprühten, unwillkürlich seinen Dolch, und Serlabous wich erschreckt beim Anblick des funkelnden Eisens zurück.

„Nur gemach, würdiger Freund! Ich bin ja bereit, zu gehorchen. Doch Ihr könnt es mir nicht übel nehmen, wenn ich zu wissen wünschte —"

„Du erfährst von der Sache Nichts, es ist mein Geheimniß."

„Gut, so sprechen wir nicht mehr davon."

Nach dieser kurzen Unterhaltung setzten die beiden Männer ihren mitternächtigen Weg im tiefsten Stillschweigen fort. Sie tappten im Dunkeln vorwärts, und häufig stolpernd auf dem unebenen, steinichten Boden, gelangten sie nach dem Viertel Saint Marçel auf der Höhe des Berges der heiligen Genovefa, bis zu dem Punkte, wo die Straßen Pot de fer und Mouffetard sich kreuzen.

„Hier ist es!" sagte Serlabous mit leiser Stimme, indem er auf die Fleischbank eines Schlachthauses deutete, dessen Eingang verschlossen war.

„Gut; wie heißen die Gesellen des Schlächters Loraffe?"

„Sie heißen Caget und Simon."

„Sind sie auch wirklich auf meinen Besuch vorbereitet?"

„Ich habe mich gestern mit ihnen im Wirthshaus bei Loysel betrunken, ich habe ihnen Geld gegeben und noch viel mehr — versprochen für den Fall, daß das Geschäft gelingt."

„Es wird gelingen; laß uns eintreten!"

Serlabous begann darauf mit einem Hammer, der an einem eisernen Haken hing, an die Thür des Schlachthauses zu pochen.

Schreiten wir inzwischen den Ankömmlingen voraus und werfen wir einen Blick in das Innere des Schlachthauses.

Obwohl das Läuten der Abendglocken längst vorbei und die Nacht bereits weit vorgerückt war, so hatte doch der Schlächter Lorasse, ein vierzigjähriger Hagestolz, sich noch nicht zur Ruhe begeben.

In einem Gemach, das hinter seinem Laden lag, ordnete er seine Monatsrechnungen in der Gesellschaft seiner beiden Gesellen und einer Pinte guten Weines.

Eine gar gute und ersprießliche Profession war damals die Schlächterei.

In der That befand sich seit den ältesten Zeiten das Metzgerrecht in den Händen einer beschränkten Anzahl von Familien, denen es gestattet war, das zum Gebrauch der Stadt erforderliche Vieh zu schlachten und das Fleisch in ihren eigenen Scharren zu verkaufen, ein Eigenthum, das vom Vater auf den Sohn vererbt zu werden pflegte.

So hatte Meister Lorasse in grader Erbfolge die Schlachtbänke seiner Vorfahren überkommen, deren einer, wie die Chronik sagte, im Jahre 1162 gegen Ludwig VII. gekämpft hatte, der das Monopol der Schlächter abschaffen wollte, aber aus Furcht vor einer Empörung der Korpora-

tion und der Bürgerschaft selbst gezwungen wurde, dem alten Brauche seine Bestätigung zu geben.

Man wird es begreiflich finden, daß Meister Lorasse, da das Schlachtrecht seinen Inhaber reich machte, sich im Besitze einer beträchtlichen Anzahl von guten Thalerstücken befand.

Diese Münzen bewahrte er in einer verschlossenen eisernen Truhe, und glaubte sie in einer versteckten Kellerwölbung vor jeder Nachstellung geborgen.

Aber er täuschte sich, wie wir bald sehen werden.

In Folge des allmäligen Aussterbens mehrerer Schlächterfamilien war Lorasse der einzige Metzger, der das Stadtviertel des Berges St. Genovefa und selbst das Stadtviertel Saint Marcel versorgte.

Demnach sehnten sich gar viele schöne und ehrsame Jungfrauen nach der Hand des angesehenen und achtbaren Gewerbtreibenden.

Lorasse jedoch hatte zur Ehe die einzige Schönheit begehrt, die ihn nicht wollte — Alice, die Tochter Perrins, des Glöckners von Sanct Medardus.

Er hatte ihr den Hof gemacht, und zwar sehr nachträglich und ausdauernd.

Er hatte ihr männiglich schöne Geschenke übersandt — aber alle der Eitelkeit und Gefallsucht des jungen Mädchens gestellten Fallen waren erfolglos geblieben. Der Schlächter hatte nicht das Glück gehabt, ihr zu gefallen.

Nachdem Meister Lorasse einen entschiedenen Korb von Alice bekommen, beschloß er, unvermählt zu bleiben. Dennoch dachte er stets an die einst von ihm angebetete Geliebte, und oft seufzte er, wenn er seinen täglichen Gewinn überzählte:

„O Alice, grausame Alice, wie würde ich Dich gehätschelt haben! Ich glaube beinahe, beim heiligen Medar-

dus, ich würde vor Dir auf die Kniee gesunken sein, wie vor dem Bildniß der heiligen Mutter Maria."

Treten wir jetzt in das Gemach, das hinter dem Laden des Schlachthauses liegt.

Lorasse war damit beschäftigt, Geldstücke zu zählen und behutsam in einen leinenen Beutel zu legen.

Während dieser Arbeit, der er offenbar mit einem gewissen Vergnügen oblag, blickte er von Zeit zu Zeit besorgt um sich, denn er war geizig und von einer steten Furcht vor Dieben erfüllt.

In den Augen Cagets und Simons, die sein Treiben genau beobachteten, glimmte Neid und Haß.

„Wem werdet Ihr einstmals Euer Schlachthaus hinterlassen?" fragte Caget, der eben seinen Tagelohn erhalten hatte.

„Den Teufel auch! Caget hat Recht, wenn er Euch darnach fragt; denn wer wird Euer Geschäft erben, da Ihr Euch nicht verheirathen wollt?" fügte Simon hinzu.

„Kann Euch sehr gleichgültig sein, denn jedenfalls werden Faullenzer, wie Ihr, die Erbschaft nicht antreten," brummte Lorasse. „Ihr seid ja den Tag über lässig, und froh, wenn die Arbeit vorbei ist, damit Ihr Euch in allen Wirthshäusern der guten Stadt Paris herumtreiben könnt."

Ein grimmiger Ausdruck malte sich auf den Zügen der Gesellen und nur mühsam schienen sie den Zorn, der in ihnen wogte, zu unterdrücken.

„Meister," erwiederte Caget nach einer Pause mit schmeichlerischem Grinsen, „ich glaubte doch, Euch so gut bedient zu haben, daß —"

„Still, Dummkopf, und wasche Deine Hände; es klebt noch Blut daran von dem letzten Ochsen, den wir geschlachtet haben — viel Blut."

„Der Meister hat Recht, Caget," sagte Simon, „er

kann uns, seinen treuen Gesellen, sein Geschäft nicht hinterlassen; er hat ja einen Erben — ei! einen prächtigen Erben ..."

„Ich habe einen Erben?" rief Loraſſe zornig aufbrausend. „Ich bin mir nicht bewußt, auch nur den Schatten eines solchen kennen gelernt zu haben!"

„Wirklich! Und kennt Ihr nicht Euren trefflichen Vetter Jean Garnier aus Embleteuſe bei Arras, einen gar lieben und herzigen Verwandten?"

„Der liebe und herzige Anverwandte ist mir so unbekannt, wie alle andern — ich habe nie etwas von einem solchen gesehen noch gehört."

„Nur Geduld, Ihr werdet seine Bekanntschaft noch machen," sagte Caget und begleitete seine Worte mit einer rauhen, schelmisch sein sollenden Lache.

„Was willst Du mit diesem Gefasel sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Euer trefflicher Vetter Jean Garnier aus Embleteuſe bei Arras — beiläufig gesagt, ein prächtiges Männchen — gestern und vorgestern hier gewesen ist, um Euch an's Herz zu drücken, und daß Ihr, dem Henker sei's geklagt, stets nicht zu Hause waret, wenn er nach Euch fragte."

„Und davon habt Ihr Trunkenbolde mir nichts erzählt? Fort! Packt Euch auf Euren Schlafboden, elende Gesellen eines bedauernswerthen, von Faullenzern und Taugenichtsen gemißbrauchten Meisters! Morgen werde ich mit Euch Abrechnung halten!"

Bei diesen Worten flog ein wahrhaft hölliſches Grinsen über die Züge der Gesellen. Beinahe gleichzeitig ließ sich draußen das Pochen des eisernen Hammers hören. Sofort warf Loraſſe die Geldsäcke in eine eiserne Truhe, die er sorgfältig schloß, dann rief er:

„Wer ist da! Wer stört mich in so später Nachtstunde!"

Eine sanfte, honigsüße Stimme ließ sich draußen vernehmen:

„Ich bin es, verehrter Vetter, Euer treuer Verwandter Jean Garnier."

Lorasse richtete den unruhigen Blick auf seine Gesellen, die mit einem gewissen Behagen die thatsächliche Bestätigung ihrer eben gemachten Mittheilung aufzunehmen schienen.

Nachdem der Meister durch die Thür ein längeres Zwiegespräch geflogen, schien er sich endlich überzeugt zu haben, daß der unerwartete Gast kein Straßenräuber sei, und öffnete.

Jean Garnier und Serlabous traten ein.

Bei dem Anblick des rothbärtigen Mannes, der sein Vetter zu sein vorgab, und des Mardergesichts seines Begleiters erbebte Lorasse. Aber allmälig beruhigte er sich bei den friedlichen und sanften Erklärungen Jean Garniers, der ihm mittelst vergilbter, wohlgeprüfter Pergamente darlegte, daß er sein Vetter von mütterlicher Seite wäre; die Durchsicht eines Testamentes, das sein Onkel ausgestellt, beschwichtigte jeden Argwohn, der in dem mißtrauischen Meister sich geregt hatte.

Dies Testament machte Lorasse zum Erben einer erheblichen Summe.

Wir haben bereits der Habgier des Metzgers Erwähnung gethan; dieser vorherrschende Zug seines Charakters ließ ihn die Gefahr, in der er schwebte, nicht erkennen.

Caget und Simon verschwanden geräuschlos, während der Schlächter die Pforte des Hauses öffnete.

„Potz Blitz, Vetterchen, Ihr bringt eine gute Botschaft!" sagte Lorasse, rieb sich schmunzelnd die Hände und stellte sogleich eine Pinte Wein nebst drei Gläsern auf den Tisch. „Doch sagt mir, warum kommt Ihr so spät?"

„Mein Gott, das ist sehr einfach," antwortete ihm

Jean Garnier, indem er seiner Sprache den schweren Accent des Nordens verlieh. „Ich habe seit zwei Tagen schon mehrmals bei Euch vorgesprochen, und da ich morgen früh mit Sonnenaufgang, so Gott will, abreise, so habe ich gedacht, daß es besser wäre, Euch in Eurer Ruhe zu stören, als unverrichteter Sache wieder heimzukehren, Vetter — zumal ich lediglich nach Paris gekommen bin, um Euch zu sehen."

„Vetter, Ihr seid ein trefflicher Mann, ich danke Euch für Euren freundlichen Besuch. Auf Euer Wohl!"

Indem Loraffe die Gläser füllte, hielt er gleichzeitig seinen Blick auf Serlabous' verschmitzte Züge gerichtet.

Jean Garnier fühlte die ganze Bedeutung dieser argwöhnischen Beobachtung.

„Traun, Vetter Loraffe!" begann er in gemüthlichem Tone, „jetzt, da ich Dir eine so angenehme Neuigkeit mitgetheilt habe, will ich auch mit einer anderen nicht hinter dem Berge halten, die mein Begleiter für Dich mitgebracht — der gute Freund, der mir so gefällig den Weg zu Dir gezeigt hat."

„Wo ist der gute Freund?"

„Hier steht er vor Dir," fuhr Jean Garnier fort und wies mit der Hand auf Serlabous. „Es ist der treffliche Wirth, bei dem ich wohne, dicht bei dem Thurme des heiligen Jacobus. Er wird Dir gleich zeigen —"

„Was wird er mir zeigen?"

„Sieh nur her," sagte Serlabous und stellte ein kleines Kästchen, das er bis dahin unter dem Mantel gehalten, auf den Tisch.

„Was habt Ihr da? Gewiß Reliquien!" rief Loraffe.

„Ja, Reliquien," bemerkte Jean Garnier in scherzhaftem Tone, „und noch dazu ganz prächtige Reliquien! Du mußt die Bescheerung nur genau ansehen."

Jean Garnier öffnete die Kiste. Sie war bis zum Rande mit Gold gefüllt.

„Ah! Bei dem reinen Leibe unserer Jungfrau Maria beschwöre ich Euch, ist dieser Schatz für mich bestimmt?" rief Loraffe, während seine gierigen Augen das Gold zu verschlingen schienen.

Der Geizhals senkte die Hand in die Truhe. Der Klang des edlen Metalls steigerte seine Aufregung bis zur leidenschaftlichsten Höhe.

„Wem soll der Schatz gehören?"

„Dir gehört die Truhe und ihr Inhalt. Die Nachlassenschaft unseres Oheims bestand in liegenden Gründen; ich habe sie verkauft und bringe Dir Deinen Antheil!" sagte Jean Garnier bedächtig und schlicht.

„O, der Würdige! O, der wackere Mann! Vetter, Du und Dein Freund, nicht wahr, Ihr bleibt heut Nacht die Gäste meines geringen Hauses!" rief Loraffe außer sich vor Entzücken. „Ihr müßt meine Einladung annehmen — ich will es! Bedenkt, daß in dieser guten Stadt Paris die Straßen nicht so sicher sind, wie es wohl sein sollte, und daß —"

„Geht nicht, Vetterchen, geht nicht! Ich muß mit Tagesanbruch abreisen, und es ist schon später in der Nacht, als ich wünschte."

„Mit Tagesanbruch wollt Ihr abreisen? — mit Tagesanbruch? Ihr, ein wackerer Mann, ein treuer Freund, der das Testament, die Erbschaft eines verehrten unbekannten Oheims in rechtlicher Hand bewahrte — und mir brachte, selbst brachte, nach vielen Mühen am späten Abend brachte! O, ich lasse Euch nicht von mir, ohne Euch zu bewirthen! — Caget! Heda, Caget — schnell! Bringe das Beste aus Küche und Keller herbei zur Bewirthung unserer lieben Gäste!"

Jean Garnier und Serlabous machten Miene zu gehen.

Der Meister zwang sie, Platz zu nehmen, und nachdem er eine geraume Zeit mit den Gesellen geeifert, die nicht

schnell genug seinen Befehlen gehorchten, schrie er endlich voller Wuth:

„O, Ihr Schurken, Ihr Spitzbuben! Das nenne ich eine prächtige Dienerschaft, die am Tage sich betrinkt und die Nächte verschnarcht! Wartet, Vetterchen, ich werde selbst gehen! Habt einen Augenblick Geduld, Gevatter! Abreisen — Ihr abreisen! — ein so braver Mann unbewirthet abreisen! Nur ein wenig Geduld —"

Lorasse steckte bei diesen Worten eine zweite Kerze an. Alsdann eilte er brummend und murmelnd die Falltreppe hinab, die nach dem Keller führte.

Kaum war Lorasse verschwunden, so näherte sich Jean Garnier seinem Gefährten und sagte:

„An's Werk!"

Caget steckte den Kopf durch die halb geöffnete Seitenthür und flüsterte:

„Braucht Ihr mich?"

„Nein," antwortete Jean Garnier.

„Mein Messer ist frisch geschliffen."

„Blut läßt immer Spuren zurück."

„Ich habe mein Stöckchen bereit," brummte eine andere Stimme.

Und Simon zeigte den eisernen Hammer, mit dem die Stiere den Todesstreich zu empfangen pflegten.

„Zum Teufel!" rief Serlabous ungeduldig. „Diese Schurken bringen uns um die kostbarste Zeit."

Die Thür schloß sich geräuschlos und die Gesellen verschwanden.

Inzwischen drang der Ton der rauhen Stimme Lorasse's, der in der unterirdischen Wölbung ein munteres Lied anstimmte, zu den Räubern empor.

„Heraus mit dem Balsam des René!" befahl Jean Garnier gebieterisch.

Serlabous zog aus seiner Tasche ein mit einer bläu-

lichen Flüssigkeit gefülltes Fläschchen und goß einen Tropfen seines Inhalts in den Becher des Meisters Lorasse.

Der erhaltenen Unterweisung entsprechend, sollte dieser Tropfen hinreichen. Er hatte eben das Fläschchen wieder in die Tasche gesteckt, als Lorasse mit vergnügtem Gesicht und laut singend aus den unterirdischen Regionen emportauchte. Er trug in den Armen einige wohlversiegelte, mit Staub und Spinnweben bedeckte Weinkrüge, mit deren kostbarem Inhalt der reiche Schlächtermeister nur bei besonders feierlichen und freudigen Gelegenheiten seine Gäste zu bewirthen pflegte.

Lorasse stellte die Gefäße geräuschvoll auf den Tisch.

„Traun, Freunde," rief er, „wir wollen die Erbschaft nicht mit trocknem Munde antreten! Kostet dies Schlückchen, Gevatter, und wenn Ihr jemals bei einem Könige zu Gaste geladen werden solltet, so wette ich, man wird Euch kein besseres Getränk vorsetzen!"

Der Meister füllte die drei Becher, und im Uebermaß der frohen Laune leerte er den seinen mit einem Zuge bis zum letzten Tropfen.

Jean Garnier und Serlabous näherten ebenfalls ihre Becher den Lippen, aber anstatt zu trinken, beobachteten sie Lorasse mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Nun," sagte der Letztere, mit der Zunge schnalzend, „was denkt Ihr von diesem Nektar, meine Herren?"

„Daß er vortrefflich ist," antwortete Serlabous und stieß Jean Garnier an, der ebenfalls überrascht zu sein schien und unwillkürlich die Worte murmelte:

„Es scheint nicht zu wirken."

„Was wirkt nicht?" rief Lorasse in scherzhaftem Tone. „Glaubt Ihr vielleicht, daß der Wein dieselbe Wirkung hat wie der Anblick eines schönen Mädchens? Potz Blitz! Wollt Ihr schon beim ersten Zuge berauscht sein, Gevatter? Ihr

seid Gesichterschneider! Wenn man Euch so stutzig und ängstlich dastehen sieht, sollte man, sei's Gott geklagt, meinen, daß Ihr noch niemals einen guten Trunk gethan habt!"

Jean Garnier beeilte sich, die Bestürzung, die er empfand, zu verbergen.

„Gevatter, auf Dein Wohl!" rief er, stand auf und fügte hinzu, als käme er plötzlich auf einen besonders glücklichen Einfall: „Gestatte mir vorher, Dir den Abschiedskuß zu geben, den ich, wie unser Oheim wünschte, da er seine arme Seele Gott empfahl, Dir als letzten Gruß von ihm überbringen soll."

„Mit dem größten Vergnügen!" rief Lorasse.

Die beiden Männer umarmten sich.

Diese Umarmung war der Kuß des Ischarioth.

Auf ein Zeichen Jean Garniers hatte Serlabous wohl verstanden, was zu thun war, und beinahe den ganzen Inhalt des blauen Fläschchens in den Becher des Schlächters gegossen.

Nachdem der rührende Akt vollzogen war, trank Lorasse auf das gute Andenken des Erblassers.

Sofort, ohne einen Schrei auszustoßen, selbst ohne den Gesichtsausdruck zu verändern, stürzte er wie vom Blitz getroffen zusammen.

Der Schlächter war todt.

„Diesmal wirkte es!" riefen die Mörder mit einer gewissen Befriedigung über die energische Wirkung des Giftes.

Der Mann mit dem rothen Barte pfiff.

Caget und Simon kamen herbei.

„Euch gehört der Inhalt dieser Kiste," sagte Jean Garnier. „Dies ist die Erbschaft des Schlächters Lorasse."

Die beiden Gesellen bemächtigten sich gierig des Schatzes.

Dann fiel ihr Blick auf den Leichnam ihres Meisters.

„Donner und Blitz! Kein Blutstropfen!" rief Caget. „Das nenne ich ein reinliches Stück Arbeit!"

„Zauberei ist im Spiele!" murmelte Simon.

„Schweigt!" sagte Jean Garnier. „Fortan habt Ihr es nur mit mir zu thun — und morgen sehen wir uns wieder."

„Ihr habt doch Eure Rolle im Kopf?" fuhr Serlabous fort. „Spielt Ihr sie schlecht, so holt Euch der Teufel, Ihr Schurken — gerade so, wie er Euren Meister geholt hat."

Die beiden Männer hüllten sich wieder in ihre schwarzen Mäntel, öffneten die Thür des Schlachthauses und entfernten sich, während Caget und Simon bereits eifrig mit der Theilung des Goldes beschäftigt waren.

Jean Garnier und Serlabous schlugen denselben Weg ein, auf dem sie sich nach der Straße Pot de fer begeben hatten, schritten über den Platz Maubert und erreichten das Gäßchen, in dem René, der Alchymist und Händler mit wohlriechendem Wasser, wohnte.

Sie fanden die Sänfte vor der Thür, wo sie dieselbe verlassen hatten.

„Ihr habt viel Zeit für Euer Geschäft verbraucht!" rief die verschleierte Dame, deren wir beim Beginn dieses Kapitels erwähnt haben, mit ungeduldiger Stimme.

„Allerdings, gnädige Frau," antwortete Jean Garnier sich verneigend, „aber das Geschäft mußte behutsam und mit großer Vorsicht vollbracht werden."

„Ich verstehe — und das Ende?"

„Es ist Alles nach Wunsch vollendet."

„So daß von heut ab —?"

„So daß ich von heut ab Alles, was auf dem Hofe der Patriarchen geschieht, genau in's Auge fassen kann —"

„Und in Beziehung auf den zweiten Punkt, der so wichtig wie der erste ist?"

„Ich verstehe nicht recht, gnädige Frau," antwortete Jean Garnier mit unterwürfig gebeugtem Haupte.

„Ich liebe kein absichtliches Verschweigen, und weiß, wenn ich's für nöthig erachte, mich einfältiger oder ungetreuer Diener zu entledigen!"

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich vielleicht aus Mangel an Einsicht gefehlt habe — allein, was meine Treue betrifft —"

„Gut! — vergeßt nicht, was ich Euch in Betreff der ehemaligen Geliebten des Königs befohlen habe!" war das letzte Wort.

So schloß die verschleierte Dame die Unterredung, und ein zorniger Klang färbte ihre Stimme.

„Binnen vier Wochen ist Marie Touchet verloren!" sagte Jean Garnier, sich noch ein Mal demüthig verneigend. „— Wenn es nämlich in meinem Interesse liegt," fügte er leise hinzu und entfernte sich mit Serlabous.

Die Sänfte ihrerseits schlug den Weg über den Quai des Tournelles ein, und nachdem sie ein verworrenes Netz abgelegener Straßen durchwandert, hielt sie an der Zugbrücke des Louvre.

Die Träger riefen das Losungswort, die Zugbrücke senkte sich und die Schildwache präsentirte das Gewehr vor Catharina von Medici, die in ihre königliche Wohnung zurückkehrte.

II.

Die Königin Mutter.

Ein Monat nach den Ereigniſſen, die wir geſchildert haben, war an einem ſchönen Nachmittage großer Empfang im Louvre. Die Säle waren mit vornehmen Herren und edlen Frauen von erlauchtem Herkommen gefüllt.

Die Einen ſpielten das ſogenannte „Spiel der Königin," die Anderen ſchwankten gleich irrenden Schatten hin und her, aber Niemand wagte es, vor dem düſteren Antlitz Catharina's von Medici zu weilen, deſſen Blick, wie ein Geſchichtsſchreiber jener Zeit ſagt, einen verderblichen Zauber übte.

Es herrſchte eine unbehagliche Stimmung in der Hofluft. Freunde wagten nicht, einander die Hände zu ſchütteln, während die erbittertſten Feinde mit erzwungener Herzlichkeit ſich begrüßten.

Karl IX., ein launiſcher und kranker Monarch, ſaß auf einem Lehnſtuhl neben ſeiner Mutter und hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, kein Wort zu ſprechen, das nicht den Wünſchen und Anſchauungen der tyranniſchen Italienerin durchaus entſprach.

Jeder Edelmann, der heute einen angenehmen Nachmittag am Hofe zu verleben hoffte, würde bitter enttäuſcht worden ſein.

Die Königin Mutter empfing nur, um die Stimmung der Gemüther besser prüfen, die öffentliche Meinung tiefer erforschen zu können.

So waren denn in dieser Stunde Katholiken und Hugenotten in den Sälen friedlich vereinigt, wie geschworene Feinde, die nach blutigem Kampfe einen Waffenstillstand schließen, um dann mit um so größerer Wuth auf einander zu stürzen.

Catharina von Medici saß nachdenklich, mit der Hand auf den sammetnen, golddurchwirkten Lehnstuhl gestützt, ihren Betrachtungen über die augenblicklichen politisch-religiösen Zustände überlassen, auf die wir einen Blick werfen wollen.

Nach den Kämpfen der vorigen Regierung, während deren der Cardinal von Lothringen der Günstling der Königin Catharina gewesen war, hatten die Guisen sich für mächtig genug gehalten, den königlichen Willen lenken und den Sturz der Protestanten herbeiführen zu können.

Die Liguen hatten sich gebildet, die Protestanten leisteten Widerstand, und an ihre Spitze stellten sich die Prinzen Condé, Coligny, die Gebrüder Dandelot, der Cardinal Chatillon, und Jeanne d'Albret, die bald darauf vergiftet wurde.

In Folge der Intriguen der Gegenpartei verloren die Hugenotten täglich an Macht. Coligny selbst entging mehrfach nur mit Mühe den Dolchen der Meuchelmörder.

Müde, den Kampf diplomatisch zu führen, und tief gekränkt in ihrem königlichen Stolz, beschloß Catharina von Medici, mit einem blutigen Gewaltstreich die Sache zu Ende zu führen.

Der Religionsstreit wurde natürlich nur als Vorwand des beschlossenen Blutbades benutzt, und dieser Plan war von der Königin Mutter um so schärfer berechnet, als sie, getreu ihrem Wahlspruch: „Es geschehe, was da wolle, wenn ich nur die Herrschaft behalte!" und durchaus un-

fähig, eine Nebenbuhlerschaft in der Staatsgewalt zu ertragen, die Anmaßungen der Guisen und den Widerspruch der Protestanten mit gleichem Unwillen ertrug.

Was Karl IX. betrifft, so war er bei dieser Gelegenheit und sollte nichts anderes als ein Werkzeug in den Händen seiner Mutter sein.

Unter den Personen, die zum Empfange bei Catharina von Medici eingeladen waren, befand sich Alles, was Frankreich an Größe und Ruhm besaß.

Ein Diener meldete die königlichen Tänzer.

Sofort nahmen die Damen mit ihren bauschigen Röcken Platz auf den Sesseln, die den großen Saal umgaben, und in Folge einer zufälligen Bewegung der Menge gerieth der Admiral Coligny dicht an die Seite der Königin Mutter.

Catharina wechselte die Farbe. Die Nähe des Admirals schien einen tiefen und peinlichen Eindruck auf ihr Gemüth zu machen.

Sie wandte sich zu Karl IX. und flüsterte ihm in halb scherzhaftem, halb ernstem Tone zu:

„Mein innig geliebter Sohn, sprich ein wenig mit dem Herrn Admiral."

„Dein getreuer Sohn erfüllt stets Deine Wünsche!" antwortete der König, stand auf und näherte sich dem Herzog von Anjou, der bereits den Admiral in eine Unterhaltung gezogen und sich mit ihm, auf- und abgehend, nach einer äußeren Galerie begeben hatte.

Der Herzog von Anjou war ein Bruder des Königs.

Herantretend, konnte Karl seine fieberhafte Aufregung kaum unterdrücken. Haß funkelte in seinem Blicke.

Während des Tanzes war Catharina von Medici die Beute der qualvollsten Beängstigung, die Minuten gingen ihr langsam, wie Jahrhunderte, dahin.

„Was mag der verfluchte Hugenotte mit meinem Sohne sprechen!" murmelte sie ungeduldig.

Endlich kehrte Karl wieder zu seiner Mutter zurück und nahm neben ihr Platz.

„Nun?" rief Catharina heftig. „Welche gute Nachricht hat Dir der Admiral mitgetheilt?"

Karl IX., in dessen verstörten Mienen seine Gemüthsbewegung sich wiederspiegelte, antwortete schwankend:

„Nichts von Bedeutung, geliebte Mutter."

„Ah! Also Verschwiegenheit gegenüber Deiner besten Freundin!" spottete Catharina, die Stirn runzelnd.

„Nein, ich versichere Dich —"

„Gut, gut! Sprechen wir nicht mehr davon, mein Sohn. Fortan wird Jeder von uns seine Gedanken für sich behalten."

„Aber — ich bitte Dich —"

„Wir werden sehen — wir werden sehen, ob der Sohn oder die Mutter die Interessen der königlichen Würde besser zu wahren weiß. Karl, ich glaubte, daß Du ein männliches Herz in der Brust trügest!"

Diese Worte verletzten die Eigenliebe des Königs tief, und erbittert rief er aus:

„So magst Du denn wissen, was man mir mitgetheilt hat. Man hat mir gesagt, daß ich am Hofe keine schlimmeren Feinde besäße, als Dich und meinen Bruder, den Herzog von Anjou."

Catharina sprang empor, gleich einer Viper, die den Gegenstand ihres Hasses plötzlich dicht vor sich erblickte. Es wurde ihr immer klarer, daß sie um jeden Preis den Admiral bei Seite bringen müsse.

„Ich gehe in Dein Arbeitszimmer, mein Sohn, und rechne darauf, daß Du mir sofort folgen wirst."

Karl IX. verbeugte sich und küßte die Hand seiner Mutter, gleich einem Schüler, der sich bewußt ist, einen Fehler begangen zu haben und ihn wieder gut zu machen sich bemüht.

Ohne die Zerstreuungen des Hofes zu unterbrechen, entfernte sich Catharina durch eine Seitenthür und begab sich nach einem eleganten Gemach, das mit allem Luxus der damaligen Zeit ausgestattet war.

An den Wänden hingen geschmackvoll gearbeitete Waffen und ein Tisch war mit schön gebundenen Jagdbüchern bedeckt.

Dies war das Arbeitszimmer des Königs Karl.

Eine junge, schöne Frau saß an einem künstlich geschnitzten, mit Gold eingelegten Tische, und arbeitete an einer Stickerei.

Diese Frau war die Gemahlin Karls IX., Elisabeth von Oesterreich, mit dem Könige im Jahre 1570 vermählt.

Elisabeth von Oesterreich war von sanftem und liebreichem Wesen; aber unabläßig von den Ungerechtigkeiten Catharina's bedrückt und verfolgt, hatte die junge Königin endlich beschlossen, selbst an den Hoffestlichkeiten keinen Antheil mehr zu nehmen.

Sie führte ein ganz zurückgezogenes Leben und überließ sich, je weniger der König ihre innige Neigung zu ihm zu würdigen verstand, häuslichen und harmlosen Beschäftigungen im Kreise ihrer Ehrendamen.

Beim Anblick der Königin Mutter stand Elisabeth auf und verbeugte sich tief.

„Werden wir niemals das Glück haben, Euch an den Empfangstagen im Louvre zu sehen?" fragte Catharina mit heuchlerischem Lächeln.

„Ihr wißt ja, verehrte Mutter, daß die Unruhen der Hoffeste für mich keinen Reiz haben!" erwiederte Elisabeth sanft.

„Ja, ich weiß wohl, daß Du so denkst. Und in der That, vielleicht hast Du Recht! Der Platz einer liebenden Gattin ist am Herde ihres Gemahls. Mein theures Kind,

umarme mich! Wie glücklich bist Du, daß Du die Politik hassest und ihre düsteren Irrgänge fliehest!"

Vom Thurme St. Germain schlug es drei Uhr.

„Maurevel muß gleich kommen," flüsterte Catharina von Medici leise.

„Verlaß uns jetzt, geliebte Tochter," sagte sie dann mit einer Miene, die keinen Widerspruch zuließ, „ich habe mit dem Könige von Staatsangelegenheiten zu sprechen."

Elisabeth von Oesterreich begab sich demüthig und unterwürfig in ihre Gemächer.

Karl IX. verfehlte nicht, seiner Mutter schnell zu folgen, und beinahe gleichzeitig vernahm die Königin ein leises Klopfen an einer durch eine Tapete versteckten Thür.

Bevor wir den Bericht von den Vorgängen im Kabinet des Königs fortsetzen, müssen wir unsern Lesern ein Ereigniß mittheilen, dessen Held die Persönlichkeit war, die eben einzutreten im Begriff stand.

Vier Tage vorher, als die Sonne bei ihrem Aufgange eben den Horizont vergoldete, hatte ein Mann, der über dem Wamms einen Harnisch und auf dem Haupt einen Helm trug, ein Roß aus den Stallungen des Louvre bestiegen und war im Galopp aus der Stadt gesprengt. Mit verhängtem Zügel war dieser Mann lange, lange Stunden von dannen geeilt. Er hielt stets nur so lange an, um ein anderes Pferd besteigen zu können. Eine königliche Dienstordre, die er bei jeder Station vorzeigte, verschaffte ihm überall ein frisches Pferd, das die Kräfte besaß, ihn eine erhebliche Strecke weiter zu tragen.

Nach einem achtunddreißigstündigen Ritt gelangte der Cavalier ermattet in der Stadt Niort an.

Aber es gab für ihn keine Ermattung, er hatte einen Befehl zu vollstrecken, und ein goldener Preis sollte der Lohn seiner geschickten Ausführung sein.

Nachdem er sein Roß in einem Gasthause untergebracht

hatte, wanderte er in den einsamen Straßen der Stadt umher.

„Wohlan," dachte er im Stillen, „man hat mir anempfohlen, mit großer Vorsicht zu verfahren, mit einem Wort, mit Niemand zu sprechen. Wohlan, laßt uns sehen!"

Alsdann zog er ein Täfelchen aus seinem Wamms und betrachtete es aufmerksam.

Nach langem Suchen blieb der Reisende vor einem prächtigen Gebäude stehen und rief:

„Endlich bin ich zum Ziel gelangt!"

Dann trat er in den Vorhof, befahl einem Diener, seinen Besuch dem Herrn von Mouy zu melden, und auf die Frage, mit welchem Namen er den Gast bezeichnen solle, flüsterte er ihm das Stichwort der Hugenotten in's Ohr.

Der Herr von Mouy war sehr reich, sehr angesehen und stand in dem Rufe, Beziehungen mit Guise und Condé zu unterhalten. Er mochte ungefähr vierzig Jahre alt sein.

Herr de Mouy war eben im Begriff, einen Brief zu schreiben, und saß neben einem hohen gothischen Fenster, als man den Fremden in sein Zimmer führte.

Bei dem Geräusch der sich öffnenden Thür hob der Edelmann das Haupt und rief erstaunt:

„Maurevel!"

„Ich bin es, gnädiger Herr!"

„Den Teufel auch, was ist aus Dir geworden, seitdem Du meinen Dienst verlassen hast?"

„Verschiedenes — ich habe mancherlei Versuche gemacht — es giebt in diesem Jahrhundert verdammt wenig Geld zu verdienen —"

„Nun — was hast Du getrieben?"

„Als ich den gnädigen Herrn verließ, hielt ich mich ein wenig auf der Landstraße auf; alsdann — indeß, ich glaube, die Geschichte ist etwas gar zu weitläufig, als daß ich die Zeit des gnädigen Herrn in Anspruch nehmen sollte."

„Ich verstehe, Du warst Alles — nur kein ehrlicher Mann."

„Gnädiger Herr, dieser Vorwurf ist ein wenig stark."

„In diesem Augenblick dienst Du, wie es scheint, der reformirten Religion."

„Nein — nicht ganz —"

Der Edelmann richtete einen durchdringenden, überraschten Blick auf Maurevel.

„Woher kennst Du das Stichwort, das Dich bis zu mir geführt hat?"

„Man erfährt gar viel in der guten Stadt Paris."

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß ich — ein Vertrauensmann unseres innigst geliebten Königs Karl IX. bin."

Herr de Mouy erbleichte und rief entsetzt:

„Hier ist Verrath im Spiele!"

„Nicht ein Titelchen Verrath! Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit! Ihr habt Kenntniß von gewissen Staatsgeheimnissen, gnädiger Herr — und —"

„Elender —"

„Gnädiger Herr, ich komme als Abgesandter —"

„Von wem, zu welchem Zweck?"

„Als Abgesandter Sr. Majestät, um Euch zu sagen, daß, da die Zahl der Feinde des Katholicismus zu zahlreich geworden ist, eine gebieterische Nothwendigkeit Sr. Majestät die Pflicht auferlegt, sich einiger dieser Feinde zu entledigen —"

„Hast Du den Befehl, mich zu morden?"

„O, welch' ein garstiges Wort, gnädiger Herr. Ich überbringe Euch nur das Symbol der Aussöhnung mit seiner allerchristlichen Majestät —"

„Und worin besteht dies Symbol?"

„In einem Friedenskuß."

„Wie, Elender, Du wagst es —!"

„Ja, gnädiger Herr! Empfanget den königlichen Friedenskuß — hier von der Spitze meines Dolches!"

Nach diesen Worten, die mit einem grauenhaft blutigen Hohn gesprochen wurden, stieß Maurevel die Waffe bis an's Heft in das Herz des unglücklichen Opfers.

Herr de Mouy sank zusammen.

Er war todt.

Maurevel befestigte an dem Dolche, den er in der Wunde stecken ließ, einen Zettel, auf den er mit Blut die Worte geschrieben:

„Vollzogene Gerechtigkeit des Königs."

Dann entfernte er sich.

Eine Stunde später eilte der Mörder auf der Landstraße nach Paris zurück und befand sich pünktlich zu der mit der Königin Mutter verabredeten Stunde im Louvre.

Maurevel also war es, der an die geheime Thür, die zu dem Gemach des Königs führte, geklopft hatte.

Es war Maurevel, dem Catharina von Medici selbst die Thür öffnete.

„Tretet ein," sagte sie, „der König erwartet Euch."

Der Mann, dessen blutiges Werk wir eben geschildert haben, trug nicht mehr den Harnisch, dessen er sich auf der Reise bedient hatte; seine Tracht war halb militairisch, halb die eines Bürgers jener Zeit.

Sein Haar war schwarz, und der dichte Bart, mit dem er sich zu Niort unkenntlich zu machen versucht hatte, verhüllte nicht mehr seine Gesichtszüge.

Diese Züge waren der Spiegel einer niedrigen und kriechenden Seele, voll wilder, zügelloser Leidenschaften und blutiger Gewaltsamkeit.

Aufrecht, entblößten Hauptes stand er vor den Majestäten und berichtete ihnen genau die Einzelnheiten seiner Reise.

Hierauf, nachdem der Mörder den Lohn seines Ver-

brechens empfangen, strich die Königin Mutter aus einem Buche, das mit einem goldenen Schloß versehen war, den Namen des Herrn de Mouy, eines der mächtigsten Feinde der Wittwe Heinrichs II., und veränderte plötzlich den Ton der Sprache, die sie mit dem Mörder geführt hatte.

„Jetzt," sagte sie, „nachdem Du den Lohn für Deine Dienste empfangen, wirst Du unserem vielgeliebten Sohne Rechnung ablegen, und wir werden Dir sorgfältiges Gehör schenken —"

„Mutter," unterbrach sie der König, „ich habe diesen Mann nicht beauftragt, Du selbst —"

Ein gebieterischer Blick der Königin Mutter ließ das Wort auf den Lippen des schwachen Monarchen ersterben.

„Fürstin, ich habe auch diesmal Eure Befehle getreu vollzogen!" sprach Maurevel langsam und gemessen.

„Und was geht im Tempel der Patriarchen vor?"

„Die Hugenotten versammeln sich dort allnächtlich, um Merlins Predigten zu hören."

„Weiter!"

„An der Spitze der Versammlung stehen zwei Personen, deren Gesicht ich nicht erkennen konnte, weil eine Maske es bedeckte."

„Gleichgültig! Man wird im entscheidenden Augenblick an ihren Leichen erkennen, wer sie gewesen sind! Schreib', mein Sohn; die Bemerkung, die Du niederschreiben sollst, wird Dir eines Tages nützlich sein!"

Karl IX. griff nach einem Buche, aber so verdrießlich und widerwillig, daß die Königin Mutter es ungeduldig seinen Händen entriß und selbst mit fieberhafter Hast einige Worte in italienischer Sprache hineinschrieb.

„Und was hast Du ferner zu berichten?" fuhr sie zu Maurevel gewendet fort.

„Eine andere nächtliche Versammlung fand in der Umgebung von Soissons statt — diese Versammlung wird nicht

mehr stattfinden. Gestern früh, bei Tagesanbruch, ist der hugenottische Rädelsführer im Durchgange der Jüdenstraße von Serlabous getödtet worden."

„Wohlan, ich sehe, daß Du Dich des Amtes würdig zu machen weißt, mit dem Se. Majestät Karl IX. im Grunde seines Herzens Dich beehrt hat."

„Und worin besteht dieses Amt?" fragte Maurevel sich verbeugend.

„Ihm ein treuer Gehülfe im Dienste der allein selig machenden Kirche zu sein!"

Maurevel lächelte seltsam.

Karl IX. erbleichte bei den Worten seiner Mutter.

„Sind die Könige wirklich Herren ihres Willens?" fragte er unwillkürlich sich selbst.

Catharina ahnte die Gedanken ihres Sohnes nicht, und ihrem Plane getreu, überreichte sie Maurevel ein Blättchen, auf dem mehrere Namen verzeichnet standen.

„Jetzt von dannen! Deiner Klugheit ist das Werk überlassen, der Lohn wird königlich sein!"

Der Mörder warf einen Blick auf das Papier, aber er fuhr erschreckt zurück, als er den letzten der aufgeschriebenen Namen las.

„Die Verantwortlichkeit ist groß, gnädige Frau!" äußerte er in ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit.

„Der König spricht Dich frei von jeder Verantwortlichkeit für den wichtigen Dienst, den wir im Interesse des Staates und des Glückes unserer Unterthanen geleistet haben wollen!" sagte Catharina, und fügte dann mit erhobener Stimme hinzu: „Ich will es — verstehst Du mich?"

Maurevel nahm von Catharina und dem Könige Abschied, nachdem er gewissermaßen als Aufgeld für das neue Verbrechen einen Diamantring erhalten hatte, den ihm die Königin überreichte.

Kaum hatte er sich aus der geheimen Thür entfernt, als

König Karl IX. von dem moralischen Kampfe, den er eben erduldet, überwältigt, in einen heftigen Starrkrampf verfiel.

Catharina von Medici schellte; ein Kammerdiener eilte herbei, dem sie befahl, sofort den Doktor Botali herbeizuholen.

Als der Mann der Wissenschaft, der mit dem Amte, über die Gesundheit des Königs zu wachen, betraut war, erschien, kehrte Catharina in die Säle des Louvre zurück. Dort plauderte sie mit einem so ruhigen und lächelnden Gesicht, als wäre nichts Außergewöhnliches vorgefallen, mit ihrer Tochter Margarethe von der baldigen Vermählung derselben mit dem Prinzen von Navarra.

Inzwischen hatte Maurevel, in eine Kapuze gehüllt, die Vorzimmer durchschritten und war eben im Begriff, über die Zugbrücke sich zu entfernen, als er auf der großen Marmortreppe einer verschleierten Frau begegnete.

Diese Frau war sehr schön, wie man trotz ihrer bleichen Züge wahrnehmen konnte, und mochte ungefähr einige dreißig Jahre alt sein.

„Marie Touchet!" rief Maurevel überrascht aus.

Marie, die noch vor Kurzem die Geliebte des Königs gewesen und von der herrschsüchtigen Catharina, deren Einfluß sie hemmte, vom Hofe verbannt worden war, blieb stehen und reichte Maurevel die Hand.

„Gnädige Frau, Ihr handelt ebenso zwecklos als tollkühn!" sagte der Letztere.

„Es ist meine Pflicht, den Kampf bis zu Ende zu führen!"

„Ein vergeblicher Kampf! Glaubet dem Rathe desjenigen, der Euch in Dankbarkeit ergeben ist."

„Die Gedanken des Königs schlagen eine andere Richtung ein. Vor einigen Wochen ist er zu mir gekommen und hat mir Hoffnung auf eine baldige vollständige Versöhnung gemacht."

„Diese Versöhnung halte ich für unmöglich."

„Warum denn?" rief die ehemalige Geliebte des Königs mit stolzem Tone. „Nimmt eine Andere den Platz im Herzen des Königs ein? O! alsdann wehe meiner Nebenbuhlerin!"

„Ereifert Euch nicht nutzlos, gnädige Frau! Die Schuld alles dessen, was geschehen ist, trägt Niemand anders, als —"

Maurevel neigte sich zum Ohre Marie's und flüsterte ihr ganz leise einen Namen zu, als es oben auf der Treppe laut wurde.

„Von dannen — flieht so schnell wie möglich!" murmelte der Bandit. „Der Athem der Hofluft ist verderblich! Lebet wohl — schweiget!"

Und er entfernte sich schnell über die Zugbrücke.

Maurevel hatte die Wahrheit gesprochen; die Hofluft war gefährlich für Marie Touchet.

Eben war sie im Begriff, die Grenze zu überschreiten, welche die Staatsgemächer von dem Kabinet des Königs, wohin sie sich begeben wollte, trennte, als zwei Hellebardiere ihr den Weg vertraten.

Sie waren von Catharina von Medici beauftragt, die durch ihre Spione von dem kühnen Vorhaben der Geliebten des Königs Kenntniß erhalten hatte, und trieben Marie trotz ihres Bittens und Sträubens mit Gewalt aus der königlichen Wohnung.

Inzwischen hatte der kühne Versuch den Haß der Königin Mutter bis zur wüthendsten Leidenschaftlichkeit gesteigert.

„Dieses Weib sucht wieder meine Pläne zu durchkreuzen!" rief sie ergrimmt.

Dann schrieb sie einige Worte auf ein Täfelchen und rief einen Edelmann des Hofes herbei.

„Ueberbringt diesen Befehl an Maurevel."

Der Edelmann begab sich nach der Wechslerbrücke, wo sich das Haus des Vertrauten der Königin Mutter befand.

Die Thür dieses Hauses war geschlossen.

Er klopfte.

„Bemüht Euch nicht unnütz," rief ihm ein Krämer zu, der in der Nähe in seiner Bude stand, „der gute Katholik Maurevel ist nicht zu Hause."

„Wird er heut Abend zurückkommen?" fragte der Edelmann.

„Ich glaube nicht — seit einem Monat hat der Mann, den Ihr suchet, nicht eine Nacht in seiner Wohnung geschlafen."

Der Edelmann, sklavisch dem ihm gegebenen Befehl gehorsam, schob das Täfelchen der Königin Mutter durch eine Thürspalte in Maurevels Wohnung.

III.

Die Schlächterbrücke.

Am Ende der Straße Mouffetard lag die Schlächterbrücke, deren Spuren man noch heute erblickt.

Auf dem Platze vor derselben befanden sich die niedrigen Häuser der Färber, Lohgerber und Schlächter.

Unter seinem Scharren stand der Metzger Hubert, der Kunden wartend, als zwei Handwerker untergefaßt vorübereilten.

„Heda, heda! Gerber Landry! Wohin lauft Ihr so schnell in der Gesellschaft des guten Strumpfwirkers Marcel? Warum habt Ihr es so eilig?" rief Hubert den Beiden entgegen.

„Meine Frau kommt soeben nieder; ich will die Hebeamme holen!" antwortete Marcel.

„Und ich bleibe an seiner Seite," erwiederte Landry scherzend, „weil er einen guten Trunk versprochen hat, wenn ein Knabe das Tageslicht erblickt."

„Du bist ein schlauer Patron!" bemerkte Hubert lachend, „aber ich denke, Marcel wird sein Geschäft allein besorgen können. Laß ihn zur Hebeamme gehen, ich habe ein Wort mit Dir zu sprechen."

„Nun gut, da werde ich um so schneller zum Ziele gelangen," sagte Marcel. „Auf Wiedersehen!"

Als die beiden Männer allein waren, fragte Hubert mit leiser Stimme:

„Nun, Freundchen, ist es gegangen?"

„Potz Blitz, es mußte gehen," antwortete Landry.

„Als Du mir Dein Vorhaben mittheiltest, hielt ich Dich, aufrichtig gesagt, einer so großen Härte nicht für fähig."

„Was sollte ich machen? Ich konnte mir doch das Messer nicht an die Kehle setzen lassen!"

„Das Messer an die Kehle?"

„So höre nur —"

„Ich bin gespannt."

„Du weißt, ich habe einen Schuppen auf dem Hofe der Patriarchen."

„Ja wohl, das weiß ich."

„So lange ich für meine Person nichts zu fürchten hatte, überließ ich ihn den Hugenotten zu ihrem Gottesdienst —"

„Ganz recht; die Hugenotten zahlen gut. Es ist ein ehrliches Geschäft, wie jedes andere."

„Das Geschäft war ganz gut, ich habe nichts dagegen; aber sobald man mir Liebesbriefchen schickt, die einen gewissen unangenehmen Beigeschmack haben, so hört das Geschäft auf, und ich jage ohne Weiteres die Hugenotten aus meinem Eigenthum. Warum? Weil ich einmal einen kleinen Widerwillen gegen Strick und Scheiterhaufen habe."

„Liebesbriefchen schickt man Dir? Was soll das heißen? Du scherzest wohl nur, Meister Landry!"

„Ich scherze keineswegs; lies nur!"

Landry reichte Hubert einen Zettel, auf dem folgende Worte standen:

„Wer den Hugenotten Vorschub leistet, wird enthauptet, wenn er ein Edelmann ist; ein Bürger, der den Ketzern dient, wird auf dem Scheiterhaufen verbrannt, oder durch das Rad vom Leben zum Tode gebracht."

„Allmächtiger Gott!" rief Hubert und bekreuzigte sich, „woher mag diese Warnung gekommen sein?"

„Ich weiß es nicht! Der Zettel lag eines Morgens in meiner Wohnung, und ich habe mich nach seinem Inhalt gerichtet."

„Also haben jetzt die Hugenotten-Versammlungen in der Vorstadt St. Marcel aufgehört?"

„Was scheert mich das? Es giebt ja noch mehr Räumlichkeiten, als meinen Schuppen im Hofe der Patriarchen! Für den Tempel Calvins ist Platz genug in der guten Stadt Paris vorhanden."

Hubert wollte noch andere Fragen an den Gerber richten, als sich der helle Klang einer Glocke vernehmen ließ.

Es war das Glockenspiel der St. Medardus-Kirche, das die Katholiken zum Gottesdienst rief.

„Hörst Du," sagte Landry, der gern die Gelegenheit, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, wahrnahm, „hörst Du, wie trefflich der gute Glöckner Perrin seinen Dienst versteht?"

„Beim heiligen Hubertus, die Singuhr hat ein gar lustig Geläut!"

„Ja, sie hat einen recht fröhlichen Klang; aber traun, er wird noch bedeutend fröhlicher sein, wenn die Tochter des Glöckners, das „hübsche Fischchen", ihre Hochzeit feiert."

„Wer führt denn das „hübsche Fischchen" heim?" fragte Hubert.

„Der Werkführer des weit und breit berühmten Färbermeisters Giles Gobelin."

„So — also Etienne Ferrand ist der Glückliche! Aber man erzählte doch, daß Jean Garnier, der reiche Metzger vom Berge St. Genovefa, um die Hand der artigen Alice sich beworben habe."

„Beim heiligen Medardus! der Schlächter ist übel angelaufen — Perrin Mauduit hat ihn gebeten, sein Glück anderweitig zu versuchen."

„Der Glöckner hat ganz recht daran gethan; dieser Jean Garnier ist ein wenig schnell — sehr schnell seinem Vetter Lorasse nachgefolgt, der — auffallend plötzlich verstarb."

„Das Gerücht geht," sagte Landry mit gedämpfter Stimme, „der Vetter Lorasse habe an René's Tropfen glauben müssen!"

„Ganz richtig, Meister Landry," äußerte Hubert ebenso leise; „man hat die Sache anhängig gemacht, und ohne die falschen Zeugen, die gewiß ein hübsches Stück Geld erhalten haben, hätte Jean Garnier, von dem kein Mensch weiß, woher er eigentlich gekommen ist, vielleicht längst den Weg zum Galgen eingeschlagen."

„St! — es giebt keine Beweise — man darf sich den Mund nicht verbrennen!"

„Gut, gut! Du hast Recht, man muß schweigen — so schwer es Einem auch fallen mag."

Während diese Unterhaltung unter dem Scharren des Fleischers gepflogen wurde, war Marcel, von der Hebeamme begleitet, unbemerkt bei den plaudernden Freunden vorübergegangen. Die Mittagsstunde schlug, das Wetter war schön und zahlreiche Arbeiter der Vorstadt versammelten sich auf dem Platz. Einige gingen spazieren, Andere ließen sich auf großen Steinen und auf den Vorsprüngen der Brücke nieder.

Zu jener Zeit pflegten überall, wo eine Volksmenge zusammenkam, Mitglieder der großen Bettelbrüderschaft der Gueusen zu erscheinen.

So zeigte sich auch jetzt hier ein alter, zerlumpter Bettler, der mit zitternder Stimme den weinerlichen Ruf anstimmte:

„Ihr guten Leute, kommt her und hört das Lied von dem wahrhaften und schrecklichen Abenteuer, das einem reichen Tuchhändler zu Louviers in der Normandie widerfahren ist. Besagter Tuchhändler wurde vom Satan eigenhändig vom Leben zum Tode befördert."

„Vom Satan!" rief die Menge und drängte sich neugierig um den Bettler zusammen — „das müssen wir hören! Das Lied! Das Lied!"

So schrie die Menge, als von Thibault, René und Andrée, drei befreundeten Färbergesellen, begleitet, ein schöner junger Mann mit lächelndem Gesicht herantrat.

„Ein Lied vom Satan!" rief er. „Bravo, Ihr Freunde, laßt uns das Lied vom Satan hören!"

„Der hübsche junge Mann ist der Bräutigam Alice's, der Tochter des Glöckners," sagte Landry zu Hubert. „Beim heiligen Medardus, das wird ein allerliebstes Pärchen geben!"

Während das Volk unruhig hin- und herwogte, hatte ein kleiner, munterer Buckliger sich durch die Menge geschlichen und die Brustwehr der Brücke erklimmt.

„Heissa! Ich habe ein köstliches Plätzchen gefunden!" rief er. „Es wird mir kein Wörtchen entgehen!"

„Halt, Clopinet, Loysels tapferer Küchen- und Kellermeister!" rief ihm eine Stimme zu. „Nimm Dich in Acht, das Wasser ist tief!"

Der junge Mann, den Landry als den Geliebten der schönen Alice bezeichnet, stand neben der Brustwehr. Mit freundlichem Tone sprach er, zu dem Buckligen emporblickend:

„Nimm Dich in Acht, Clopinet, daß Du nicht herunterstürzest — Dein lustiges Leben könnte sonst ein gar trauriges Ende nehmen!"

„O, ich bin wohlgeborgen, Meister Etienne Ferrand," antwortete der Kleine, „ich bin auf dieser Brustwehr so sicher, wie die Bildsäule des heiligen Christophorus auf der Spitze der Kirche von Notre-Dame!"

„Ruhig da hinten! Ruhig! Das Lied! Das Lied!" rief die Menge.

„Vor Allem, mitleidige Seelen, vergeßt meiner nicht, und gebt mir, um Jesu willen, ein Scherflein!" wimmerte der Bettler mit kläglicher Stimme.

Dann begann er:

„In Louviers, der guten Stadt,
Ein Tuchhändler gewohnt einst hat.
Der schwur in seiner Jugendzeit
Beim Kreuze einen heil'gen Eid:
Wenn er einst reich geworden wär',
So wollte er zu Gottes Ehr'
Der Kirche fromme Gaben weih'n,
Der Armuth zweiter Vater sein."

„Der Tuchhändler hatte Recht — sehr Recht! Der Mensch muß Almosen geben und Gutes thun!" unterbrach Clopinet. „Wer den Armen giebt, hat Gott gegeben."

„Ruhig, Buckel!" riefen die Umstehenden.

Der Bettler fuhr fort:

„Denn zu der Zeit, da er noch arm,
Schlug ihm das Herz gar weich und warm!
Der Reichthum d'rauf in's Haus ihm kam:
Allein die Tugend Abschied nahm.
Vergessen ward der heil'ge Schwur,
Er dacht' an seinen Vortheil nur.
Wie sehr ihn auch das Glück erfreut':
Den Armen gab er keinen Deut!"

„Aha! Hatte ich's mir doch gedacht!" begann der Bucklige von Neuem. „Das war einer von den Heiligen, die viel versprechen und wenig halten! Solcher giebt es heut zu Tage viele. Das Sprüchwort sagt: Viel versprechen und wenig halten, ist Brauch bei Jungen und Alten!"

„Halt den Mund, Hansnarr! Wir holen Dich sonst herunter und machen Deinem Geschwätz ein Ende!" riefen einige Arbeiter, denen Clopinets Unterbrechungen nicht behagten.

Bevor der Bettler seinen Sang wieder aufnahm, hielt er es für ersprießlich, eine erste Sammlung zu veranstalten.

Während er die Almosen in Empfang nahm, eilte eine Frau, deren bleiche, vornehme Züge gegen die gewöhnliche Tracht, in der sie einher ging, abstachen, durch die Menge und richtete ihre Schritte nach der Vorstadt.

„Giles Gobelin wird mir mittheilen, was ich wissen will," sagte sie in Gedanken versunken zu sich selbst.

Der Bettler, bei dem sie vorbeiging, bemerkte sie und murmelte überrascht:

„Das war ein Gesicht, dem ich schon einmal im Louvre begegnet bin!"

Nachdem er eine reiche Ernte gehalten, fuhr der Bettler, der Jemand zu erwarten schien, mit jämmerlicher Miene sein Klagelied abzusingen fort.

Der bucklige Clopinet, ein unerbittlicher Spötter und witzig, wie ein ächtes Kind des Volkes, hörte nicht auf, mit erläuternden Scherzreden den Gesang des Bettlers zu begleiten.

Unter denen, die ihn durchaus zum Schweigen bringen wollten, befand sich auch der Lohgerber Landry, ein sonst trefflicher und harmloser Mann, dessen Gemüth jedoch jetzt in Folge der geheimnißvollen Todesdrohung, die er erhalten, in einem sehr aufgeregten Zustande war.

Als der vierte Vers mit den Worten schloß:

„Da kam der Teufel in der Nacht
Und sprach: „Die Rechnung ist gemacht!“
Schnell trat er an des Reichen Bett,
Dreht ihm den Hals um flink und nett!“

rief Clopinet, der um so ausdauernder seiner Laune die Zügel schießen ließ, je mehr die Umstehenden ihm ihren Unwillen zu erkennen gaben:

„Bravo! Bravo! So muß es allen Schuften ergehen, die mit dem Munde wohlthätig sind und die Taschen verschlossen halten. Es lebe der Teufel, der dem reichen Böse-wicht den Hals umgedreht hat!"

„Willst Du schweigen, nichtswürdiger Zungendrescher!" schalt Landry, der seinen Verdruß nicht mehr bemeistern konnte.

„Dieser arme Tuchhändler! Er wurde mit dem Strick seines Geldbeutels erdrosselt, nicht wahr, Papa Landry?"

„Wenn Du nicht bald den Mund hältst, Clopinet —"

„Was sagst Du? Die Farben seien schlecht aufgetragen, würdiger Färbermeister?"

„Ich werde Dich bald mit der richtigen Farbe bekannt machen!"

„Da der Strick im Liede gedreht ist, so habe ich das Recht, zu spaßen — um so schlimmer für diejenigen, die sich bewußt sind, nicht gerade zu den Mildherzigen zu gehören. Ich will Dir, mein guter Landry, Nichts damit gesagt haben! Deine rechte Hand weiß nicht, was Deine linke thut. Nur schade, daß Deine linke Hand meistens — Nichts thut!"

„Wohl möglich; aber ich befehle Dir jetzt, Deinem unnützen Geschwätz ein Ende zu machen!"

„Mit welchem Recht!"

Die Menge fand ein Vergnügen daran, den Streit anzuschüren, durch Bravorufen und spöttische Bemerkungen die Zankenden zu erbittern.

„Wohlan, so mögest Du jetzt schwatzen, so viel Du willst!" rief Landry und gab dem Kleinen einen gewaltigen Stoß.

Clopinet, der diesen tückischen Angriff nicht erwartet, stürzte von seiner Höhe in das schlammige Wasser.

Ein allgemeines Gelächter begleitete den Unfall.

„Zur Hülfe! Zur Hülfe! Meister Etienne, zur Hülfe!" schrie der Unglückliche, der sich vergebens aus dem Morast emporzuarbeiten suchte.

Inzwischen folgte Etienne Ferrand, in Träumereien versunken, mit den Augen der Unbekannten, die, wie wir erwähnt haben, soeben ihren Weg mitten durch den Volkshaufen eingeschlagen hatte.

Als er seinen Namen rufen hörte und das Mißgeschick des armen Clopinet bemerkte, rief er:

„Welche Bosheit! Einem armen Krüppel ein solches Leid zu thun! — Warte, Clopinet, ich komme Dir zu Hülfe!"

Etienne ergriff bei diesen Worten einen Strick, den zufällig einer der Umstehenden trug, und warf ihn über die Brustwehr dem Buckligen zu.

„Halte Dich fest daran! So ist's gut — immer tüchtig!" rief er.

Einige Augenblicke später war Clopinet, sich vor Frost schüttelnd und mit Schlamm bedeckt, an das Land gezogen.

„Brr! Brr!" rief er fröstelnd, während die Umstehenden aus voller Kehle lachten. „O, Meister Etienne, ich danke Euch! Ich werde es nie vergessen, was Ihr jetzt an mir gethan habt — und — und — wenn ich nicht so schmutzig wäre, würde ich Euch umarmen. Brr! Brr! O, wie friert mich!"

„Wechsele schnell die Kleider, armer Bursche!" sagte Etienne.

„Ja, ja — ich gehe schon! Lacht nur, Ihr Andern! Schämt Euch Eurer Unbarmherzigkeit! Ich könnte mich schon rächen, wenn ich nur wollte! Zum Unglück habe ich hierzu niemals den Willen."

„Ein seelensguter Mensch," dachte der junge Arbeiter, der dem Unglücklichen eben so menschenfreundlich geholfen hatte.

„O, Meister Etienne, Ihr habt ein gutes Herz — ein Herz wie ein Engel — ich werde Eurer Güte stets eingedenk sein! Ihr verspottet mich nicht, weil ich so unglücklich bin — ein Krüppel zu sein."

Und Clopinet ergriff gerührt Etienne's Hand. Er küßte sie, und seine Thränen rannen darauf hernieder.

Dann schlich er zitternd von dannen.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir einige Ereignisse schildern, die sich in anderen Stadttheilen zutrugen.

Zu derselben Zeit, als dem kleinen Buckligen ein so garstiger Unfall widerfuhr, wurde eine Bahre von Landleuten durch das Thor von Buci in die Stadt hineingetragen.

Auf dieser Bahre lag der Leichnam des Herrn von Lignerolles, eines Günstlings und Vertrauten des Herzogs von Anjou.

Man verlor sich in Muthmaßungen über den plötzlichen Tod dieses Edelmanns.

„Das Unglück muß bei der Jagd geschehen sein!" sagte der Eine.

„Wer ist der Thäter?" fragte ein Anderer.

„Man will wissen, daß Villiquiet —"

„Sollte eine Rache dahinter stecken?"

„Vielleicht —"

So äußerte sich die Menge, die bei der Ankunft der Bahre vor dem Thore von Buci sich versammelte.

Nur ein Mann, der mit Aufmerksamkeit das traurige Schauspiel verfolgt hatte, entfernte sich grimmig lächelnd und murmelte in den dichten Bart, der sein Gesicht verhüllte:

„Ja, ja, so geht es, wenn man den Weg der Königin Mutter durchkreuzen will. Alsdann ereignen sich auf der Jagd gar seltsame Unglücksfälle. Sei auf Deiner Hut, Herzog von Anjou!"

Nachdem sich die Bahre langsam durch eine Anzahl von Straßen bewegt hatte, wurde sie nicht weit von dem Palaste des Verstorbenen durch ein unerwartetes Hinderniß aufgehalten.

Eine ungeheure Volksmenge drängte vom Louvre heran.

Todesstille herrschte.

Eine düstere Wolke der Traurigkeit und des Schmerzes lagerte auf allen Mienen.

Die Veranlassung war folgende.

Seit einigen Tagen waren zahlreiche vornehme Hugenotten-Familien aus den Provinzen angelangt, um den Feierlichkeiten der Vermählung des Prinzen von Condé mit Marie von Cleve beizuwohnen.

Kaum war die Hochzeit vorüber, so erhielten die geheimen Agenten Catharina's den Befehl, jene Familien, unter welchem Vorwande es auch sei, in der Hauptstadt zurückzuhalten.

Inzwischen traf die Nachricht von der Ermordung des Herrn von Mouy in Paris ein.

Niemand kannte den Mörder.

Die großen Familien Frankreichs, in denen de Mouy zahlreiche Verwandte und Freunde hatte, beschlossen nach gemeinsamer Berathung, Rache und Gerechtigkeit vom Könige zu verlangen.

Zu diesem Behufe bildeten sie eine Deputation seltsamer

Art, die auf das Gemüth des Monarchen einen Eindruck machen sollte.

Zahlreiche Edeldamen, schwarz gekleidet und von Trauerschleiern umhüllt, schritten im feierlichen Aufzuge nach dem Louvre.

Dieser Zug war es, der dem Leichnam des Herrn von Lignerolles entgegenkam und die Träger der Bahre anzuhalten nöthigte.

Zum Unglück sollte weder der König, noch die Königin Mutter den Trauerzug empfangen.

IV.

Jean Garnier.

Trotz der großen Heiterkeit, die Anfangs unter den Arbeitern geherrscht hatte, zerstreuten sie sich doch bald. Das Mißgeschick Clopinets hatte keinen freundlichen Eindruck zurückgelassen.

Eben trat auch der Bettler den Heimweg an, als Alice, die Tochter des Glöckners, in Begleitung ihrer alten Amme Lisette, sich ihm näherte.

„Hier, guter Mann," sagte Alice und gab ihm ein reichliches Almosen, „hier, nehmt diese Kleinigkeit und betet, ich bitte Euch darum, für meinen Vater und für alle diejenigen, die ich liebe."

„Ich werde Eures Wunsches eingedenk sein, mein Fräulein," antwortete der Bettler demüthig.

Ein Mann mit rothem Barte erschien jetzt auf dem Platze.

„Endlich!" rief der Bettler bei seinem Anblick und näherte sich ihm.

Es war Jean Garnier.

Inzwischen hatte Etienne die Tochter des Glöckners erkannt und eilte ihr entgegen.

„Meine theure Alice!" sagte er liebreich und drückte zärtlich die Hand des jungen Mädchens.

„Die guten Kinder, wie glücklich sie sich fühlen, wenn sie einander begegnen!" rief die alte Amme vergnügt.

„Wo wolltest Du hingehen? fragte Etienne.

„Nach der Straße Fer-à-Moulin," erwiederte die Tochter des Glöckners. „Ich wollte ein Almosen unseres guten Predigers einer armen blinden Frau überbringen."

„Ich segne Dein mildes Herz, da es mir das Glück verschafft, Dich heut so unerwartet zu treffen — denn Du weißt, Alice, ich kann immer erst Abends zu Dir kommen."

„Lieber Etienne, Du darfst meinetwegen Deine Arbeit nicht vernachlässigen."

„Ach, die Zeit, in der ich nicht bei Dir bin, vergeht mir so langsam! Doch mit Gottes Hülfe bist Du nach einem Monat meine Frau!"

Von dem Vorsprunge eines Hauses gedeckt, lauschte Jean Garnier der Unterhaltung der Liebenden.

„Seine Frau!" murmelte er höhnisch. „O, wir sind noch nicht so weit — wir wollen abwarten —"

„Nach einem Monat," wiederholte die Braut mit niedergeschlagenem Blick, „ist die Trauer um den Tod meiner guten Mutter vorbei, und dann —"

„Dann — sind wir glücklich!" vollendete der wackere Arbeiter.

„O, bei allen Gluthen der Hölle! Ich werde der Hochzeit einen Stein in den Weg legen!" murmelte Jean Garnier.

„Doch, verzeih' mir, gute Alice!" begann Etienne von Neuem. „Vor Freude über Deinen Anblick habe ich vergessen, mich nach Deinem Vater zu erkundigen."

„Es geht viel besser."

„Wie steht es mit seiner Wunde am Arm, die sich so plötzlich wieder geöffnet hat?"

„Der Arzt meint, es sei nichts zu befürchten, und sie würde sich nach wenigen Tagen gänzlich schließen."

„Gott sei Dank! Alice, Du weißt ja, ich liebe Deinen Vater, wie den meinigen, wenn — wenn ich ihn jemals gekannt hätte."

Die Tochter des Glöckners reichte ihrem Bräutigam gerührt die Hand.

„Theurer Etienne," sagte sie, „bald ist Dein Wunsch erfüllt — bald wird mein guter Vater Dich seinen Sohn nennen!"

„Wenn mir vielleicht nicht dieser rührende Name bestimmt ist," murmelte Jean Garnier.

„O, Deine süßen Worte, Alice," fuhr der Liebende bewegt fort, „gelten mir mehr, als alle Reichthümer der Welt!"

„Reichthümer!" seufzte Alice. „Ach, die Freundschaft meines Vaters ist die einzige Mitgift, die er seinem Kinde gewähren kann."

„Ja, aber die einzig werthvolle — der Reichthum des Herzens."

„Er ist sehr arm, mein Freund," fuhr Alice traurig fort, „denn er hat Nichts, als sein Glöckneramt, und das wird so gering bezahlt."

Etienne lächelte bitter.

„Der Vater hat zwanzig Jahre als Soldat gedient," sagte er, „in den Kriegen Ihrer Majestäten Franz I. und Heinrich II. mitgefochten! Und was ist der Lohn? Eine Wunde und ein kärgliches Aemtchen, welches kaum das tägliche Brod gewährt — das ist der Lohn für die Tapferkeit im Felde! O, es wird nicht immer so sein, es wird eine Zeit kommen, in welcher der Krieger einen glorreichen und gerechten Lohn für seine Tapferkeit und Treue erhalten wird!"

Mit diesen Worten schien Etienne einen prophetischen Blick in die Zukunft zu werfen.

„Mein Vater klagt niemals über sein Schicksal, und hätte ihn seine Wunde nicht gezwungen, den Dienst aufzugeben, so würde er nicht Glöckner von St. Medardus geworden sein."

„Und dann würde ich Dich nicht kennen gelernt haben — ich wäre nicht Dein Bräutigam und lebte jetzt nicht in der seligen Hoffnung, Dich bald meine Gattin zu nennen."

„Ihr seht also, daß jedes Uebel auch seine gute Seite hat," unterbrach jetzt Lisette die Liebenden. „Doch Ihr plaudert und plaudert, während die arme Blinde sehnsüchtig wartet."

„Du hast Recht. Auf Wiedersehen!"

„Du kommst also pünktlich!" sagte Alice zärtlich.

„Die guten Kinder!" rief die Alte. „Wie will ich sie pflegen und hegen, wenn sie erst verheirathet sind."

Etienne umarmte die gute Frau und war beinahe im Begriff, ihr einen Kuß zu geben.

„Nicht doch, nicht doch!" rief Lisette. „Treibt den Scherz nicht zu weit! Auf offener Straße mich küssen, was sollen die Leute dazu sagen!"

Etienne folgte den Frauen mit den Augen, bis sie in einer benachbarten Straße verschwunden waren.

Während dies geschah, gährte bitterer Groll im Herzen Jean Garniers.

„Wie," sagte er sich, „ich, ein Mann, der zu den Meistern der Gilde gehört, ein reicher, mächtiger Mann, ich liebe dieses Weib bis zum Wahnsinn und — ein elender Bettler, der von der Hand in den Mund lebt, soll mir das einzige Wesen entreißen, das jemals einen Platz in meinem Herzen gehabt hat. Vorwärts, zur That! Hölle, Du wirst mir beistehen!"

„O, Alice ist ein Engel," flüsterte Etienne, indem er

einen letzten Blick seiner Geliebten nachschickte, die am Arme der Amme sich entfernte.

„Ja, ein Engel, den Du nur zu gern seiner überirdischen Flügel berauben möchtest," rief scherzend André, der mit René und Tibault zurückkehrte.

„Ei, und warum denn nicht?" fiel René ein. „Hatte doch Jean Garnier, der für so reich gilt, die Absicht, diese Engelsschwingen zu stutzen."

Als Jean Garnier seinen Namen nennen hörte, rückte er neugierig einige Schritte näher.

„Zum Glück," fuhr André fort, „wird Etienne, der beste und tüchtigste Arbeiter von uns Allen, den Sieg über den berühmten Schlächtermeister vom Berge St. Genovefa davontragen."

„Aus dem sehr einfachen Grunde," bemerkte Tibault, „weil er tausendmal mehr werth ist, als der Metzger. Er wendet kein Gift an, um reiche Erbschaften an sich zu bringen."

Bei diesen Worten trat Jean Garnier ergrimmt aus seinem Versteck hervor.

„Haltet ein mit Euren Verleumdungen!" rief er. „Eure lose Zunge könnte Euch schlecht bekommen!"

„Jean Garnier!" riefen die Freunde überrascht.

„Ja, Jean Garnier, der Euch für Eure Lästerungen züchtigen wird!"

„Um Vergebung, Meister," begann Etienne ruhig. „Meine Freunde haben vielleicht unüberlegt gesprochen — aber sie thaten es aus Anhänglichkeit für mich. Haltet Euch also nur an mich selbst."

„Genug!" rief der Metzger ergrimmt. „Ich weiß, was ich zu thun habe!"

Beide Männer maßen sich mit stolzen Blicken.

„Geh' doch, Etienne, und laß ihn seine Klage anbrin-

gen!" spottete René. „Die ganze Vorstadt St. Marcel denkt wie wir. Sei nur ganz ruhig; er wird keine Katze im Schlafe zu stören wagen. Denn er weiß sehr wohl, daß, wenn man Lorasse's Leichnam ausgräbt — ein wenig Gift in seinem Magen nicht fehlen dürfte!"

Garnier stieß einen furchtbaren Fluch aus und erhob den Arm gegen René.

Tibault drängte jedoch den Wüthenden zurück und rief:

„Nur keine Gewalt, mein Freundchen! Wir sind vier Burschen, von denen jeder mit acht solchen Wichten, wie Du bist, es aufnimmt! Sei also ja recht artig und bescheiden, denn das Gegentheil könnte Dir schlecht bekommen!"

„Die öffentliche Stimme klagt Dich an," sagte André. „Rufe Deine Ankläger vor den Richter, das ist Dein Recht — aber sie werden die Untersuchung des Leichnams beantragen!"

„Gut gesprochen, André," bestätigte der Bräutigam Alice's. „Und damit Du weißt, mit wem Du zu thun hast, Meister Garnier, so nenne ich Dir meinen Namen und Stand. Ich heiße Etienne Ferrand, Arbeiter beim Färbermeister Giles Gobelin."

„Und ich heiße André Paquerol."

„Und ich Marc Tibault."

„Und ich René d'Etampes. Wir sind alle Drei Arbeiter bei demselben Meister. Jetzt, Freunde, in's Wirthshaus! Die Speisen des guten Gevatters Loysel sollen wegen der nichtswürdigen Fratze des Mörders Jean Garnier nicht kalt werden."

Der Beleidigte wurde leichenblaß; aber er beherrschte sich schnell und rief:

„Auf Wiedersehen, Freunde! Ihr sollt bald Nachricht von mir erhalten!"

Im Begriff, sich mit seinen Gefährten nach einer Seitenstraße zu wenden, warf Etienne noch einen Blick auf das

grimmige Antlitz Jean Garniers und fuhr unwillkürlich vor dem Tigerauge zurück, mit dem der Schlächter, der noch immer auf derselben Stelle stand, den sich entfernenden jungen Leuten nachschaute.

In der That blieb der Nachfolger Lorasse's knirschend vor Wuth stehen. Mord- und Rachepläne drängten sich in seinem Hirn.

Plötzlich schien ein Entschluß in ihm zur Reife zu kommen.

Er pfiff, und der Bettler, den wir bereits kennen gelernt, eilte leichtfüßiger herbei, als man bei seinem hohen Alter hätte erwarten sollen.

Jean Garnier sprach leise mit ihm. Der Bettler eilte sofort nach Loysels Wirthshaus, wo er gerade eintraf, als Etienne sich an den Tisch setzte.

„Messire," sagte der Bettler, dem jungen Manne sich nähernd, „ich habe Euch eine Bestellung auszurichten."

„Sprich lauter, Mann!" antwortete Etienne. „Ich habe keine Geheimnisse vor meinen Freunden."

„Um Vergebung — ich muß Euch unter vier Augen sprechen."

„Das ist etwas Anderes! — Trinkt auf meine Gesundheit, Freunde; ich komme gleich zurück."

Sie gingen bei Seite.

„Messire Etienne," begann der Bettler mit leiser Stimme, „ein Edelmann wünscht Euch zu sprechen und erwartet Euch in dem Eckhause zwischen dem Louvre und der Wechslerbrücke."

„Wie heißt der Edelmann?"

„Das weiß ich nicht."

„Weißt Du mindestens, aus welchem Grunde er mich sprechen will?"

„Ja; die Angelegenheit betrifft — Euren Vater."

„Meinen Vater?" wiederholte Etienne bestürzt. „Wann soll ich kommen?"

„Uebermorgen Abend um acht Uhr."

„Gut, ich werde da sein."

Der Bettler ging, um Jean Garnier Bescheid zu bringen.

Das falsche Mitglied der Gueusengenossenschaft war Niemand anders, als Serlabous.

Nachdem er diese angenehme Nachricht erhalten, athmete der Metzger vom Berge St. Genovefa hoch auf.

„Dank dem Teufel, der Dummkopf geht in die Falle!" rief er mit höhnischem Lachen. „Endlich werde ich mich an meinen Feinden rächen können!"

Und in noch grimmigerem Tone fuhr er fort:

„In jener blutigen Nacht, die uns unser guter König Karl IX. vorbereitet, werde ich Euch beweisen, wie gering der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten ist und wie man für Geld und gute Worte leicht einen Degen findet, der die Tiefe einer menschlichen Brust ergründet! Ha! Wie gut ist es, daß Ihr mir Eure Namen genannt habt! Ihr sollt die Trefflichkeit meines Gedächtnisses kennen lernen!"

Von solchen Gedanken bewegt, eilte Jean Garnier weiter.

Plötzlich traf er in der Nähe der St. Medarduskirche jene Frau, die, wie wir bereits angeführt haben, durch die Menge eilte, als der Bettler seinen Klagegesang vortrug. Trotz der dürftigen Tracht, in die sie gekleidet war, erkannte er in ihr sofort Marie Touchet und beschloß, ihr zu folgen, um zu erfahren, aus welchem Grunde die ehemalige Geliebte des Königs sich in diese entfernte Stadtgegend begeben.

In der That hatte die Feindin Catharina's bei dem Färber Gobelin eine ihr sehr erwünschte Auskunft vergeblich

gesucht und beabsichtigte jetzt, sich an den Büchsenmacher an der Wechslerbrücke zu wenden, um von ihm über die ihr so wichtige Angelegenheit unterrichtet zu werden.

Eben im Begriff, ihr nachzuschleichen, hörte Garnier neben sich den süßen Klang einer Stimme, die ihm nicht unbekannt war.

Er wandte sich um und erblickte Alice an der Seite ihrer Amme.

Auch das junge Mädchen bemerkte in diesem Augenblick die Gestalt des Mannes mit dem rothen Barte und sagte mit ängstlicher Miene zu ihrer Begleiterin:

„Schnell, schnell, Lisettchen! Machen wir, daß wir nach Haus kommen!"

Aber Jean Garnier wollte diese Gelegenheit, einige Worte mit dem holden Mädchen zu sprechen, für das er in wilder Leidenschaft erglühte, nicht vorübergehen lassen.

„Alice," begann er in den süßesten Tönen, die ihm zu Gebote standen, „es befremdet Euch vielleicht, mich in Eurer Nähe zu sehen."

„In der That, ich gestehe — es befremdet mich."

„Der abscheuliche Mensch," brummte Lisette. „Daß dies Ungeheuer uns gerade in den Weg kommen muß!"

„Ist es denn so befremdend," fuhr Garnier fort, „wenn ein Mann, dessen theuerste Hoffnungen geknickt sind, sich Euch zu nähern sucht, um Euch noch einmal die Versicherung der Reinheit und Innigkeit seiner Liebe zu geben!"

„Mein Vater hat Euch seinen Willen mitgetheilt — gestattet mir, meines Weges weiter zu gehen."

„Und was nöthigt Euch, so früh heimzukehren?"

„Meine Pflicht und — mein Wille."

„Alice, ich bitte Euch, hört meine Worte! Mit Etienne werdet Ihr niemals glücklich sein. Er lebt nur von seiner Arbeit, und bei seinem geringen Verdienste wird er niemals Vermögen erwerben! Mit ihm werdet Ihr arm und elend

bleiben, während Euch an meiner Seite Reichthum und Ehre winken."

„Und Ehre!" wiederholte Alice ironisch.

„Vielleicht wird Euer Vater einstmals, der Last des Alters erliegend, nicht mehr im Stande sein, seinem Amte vorzustehen."

„Alsdann werden wir Beide, Etienne und ich, doppelt arbeiten."

„Ihr werdet ein trostloses Leben in harter Arbeit verbringen — ich dagegen werde Euren Vater glücklich und unabhängig machen."

„Genug! Niemals wird Alice, die Tochter des Glöckners von St. Medardus, die Frau Jean Garniers werden."

„Wenn nun aber Euer Vater seine Einwilligung dazu gäbe?" fuhr der Metzger mit schlecht verhehlter Entrüstung fort.

„Dann würde ich mich weigern."

„Ihr! O, hütet Euch — hütet Euch —

In diesem Augenblick fühlte Jean Garnier eine schwere Hand auf seiner Schulter lasten.

„Und vor wem, wenn ich fragen darf?" rief Etienne Ferrand, den Schlächter finster in's Antlitz schauend.

Die Gegenwart des jungen Mannes in diesem verhängnißvollen Augenblick hatte Clopinet veranlaßt.

Nachdem nämlich der Bucklige sich umgekleidet, bekam er vom Meister Loysel den Auftrag, einen Gang nach dem St. Genovefa-Berge zu machen. Bei seiner Rückkehr bemerkte er Garnier im Gespräch mit der Tochter des Glöckners. Schnell lief er nach Hause und setzte seinen Wohlthäter davon in Kenntniß.

Bei der unsanften Berührung Etienne's wandte Jean Garnier sich um. Er griff nach dem Messer, als er seinen Todfeind erkannt hatte.

Clopinet, an der Spitze der Straßenjugend der Vor-

stadt, war Etienne in einiger Entfernung gefolgt. Kaum bemerkte der Bucklige die gefährliche Wendung, welche die Sache zu nehmen schien, so rief er:

„Gebt ihm eine Salve!"

Sofort bedeckten die Kinder der Vorstadt den Schlächter mit einem wahrhaften Hagel von Steinen.

Etienne gab seiner Braut den Arm, während Jean Garnier die Flucht ergriff und in den verschlungenen Wegen des Hofes der Patriarchen verschwand.

In demselben Augenblick schritt ein Pilger über diesen Hof. Er mochte kaum vierzig Jahre alt sein; allein von den Anstrengungen einer langen Reise erschöpft, schritt er nur langsam vorwärts und stützte sich von Zeit zu Zeit auf seinen Wanderstab.

„Beim Judas," murmelte Jean Garnier, „dies Gesicht ist mir nicht unbekannt!"

Der Fremde hatte eben eine niedrige Thür erreicht, die im Grunde eines dunklen Einganges lag.

Er klopfte.

„Frankreich!" rief eine Stimme im Innern des Hauses.

„Cevennen!" antwortete der Fremde.

Und er trat durch die Pforte, die sich jetzt öffnete, in den Tempel der Patriarchen.

V.

Die Geliebte des Königs.

Zwei Mächte kämpfen in diesem Werke mit einander: die reine und edle Liebe, um ihrer Tugend und Würde willen vom Laster verfolgt; ihr gegenüber die Nacht des Verbrechens, das im Finstern schleichende Böse, das kein Mittel verschmäht, um seine dunklen Ziele zu erreichen.

Die reine Liebe hat sich des Herzens Etienne's bemächtigt, jenes fleißigen und ehrbaren Waisenknaben, der in hülfloser Jugend beim Färber Gobelin in die Lehre getreten, jetzt als geachteter Gehülfe dem würdigen Meister zur Seite stand.

Der brave junge Mann liebte Alice, die Tochter des Glöckners, mit einer innigen und wahren Neigung, und seine Liebe wurde mit gleicher Zärtlichkeit von dem jungen Mädchen erwiedert.

Bevor wir zu der Schilderung der Leiden kommen, die diesen edlen Seelen auferlegt werden sollten, wollen wir einen Blick auf das furchtbare Drama werfen, das eben in der Hauptstadt Frankreichs sich entrollte.

Am französischen Hofe hatte eine finstere, geheimnißvolle Verschwörung die Vertilgung der Hugenotten beschlossen.

Unter der Maske gewisser Vorbereitungen für den Feldzug in Flandern, wurden vom Louvre aus nach den verschiedensten Punkten des Königreichs Botschaften entsandt.

Das Gerücht war verbreitet, daß der baldige Tag der Vermählung Margaretha's von Valois mit dem Prinzen von Navarra das Losungswort zu dem verhängnißvollen Ereignisse geben sollte.

Die Hugenotten wurden überall in Paris mit wilden Verwünschungen empfangen. Beim Beginn jenes Tages bildeten sich Volksversammlungen, deren Rädelsführer Mord und Blut verlangten.

Die Versammlungen bestanden meistens aus der Hefe der Bevölkerung. Die durch Raub und Mord besudelten Hände dieser Elenden bezeichneten mit geheimnißvollen Winken die Wohnungen ihrer Opfer.

An der Spitze der Banditen stand Maurevel, der nach den Befehlen der Königin Mutter die blutige Angelegenheit leitete.

Die Genossen dieses Mordgesellen des Königs hießen: Cosme, genannt der Bluthund; Besme, genannt der Dolch der Guisen; Petrucci, die Viper Catharina's von Medici; Attin, der Knecht des Herzogs von Anjou, und Serlabous, der Meuchelmörder und Freund Maurevels.

Am Tage nach den Vorgängen, von denen wir im vorigen Kapitel berichtet haben, begab sich Serlabous nach der Wohnung der Marie Touchet, die sich in einem kleinen, unansehnlichen Gebäude in abgelegener Stadtgegend befand.

Es war gegen Abend. Marie saß in ihrem prächtigen Boudoir und ließ träumerisch ihre Gedanken in die Vergangenheit schweifen.

Das schöne Weib gedachte der Tage ihres Glanzes und Glückes und eine Wolke der Traurigkeit beschattete ihre Stirn.

Marie war die Tochter eines Parfümeurs, dessen Häuschen am herrlichen Ufer der Loire lag.

Von einer Jagd zurückkehrend, hatte Karl IX. sie gesehen, sich sterblich in sie verliebt und sie mit sich nach Paris genommen.

Marie verließ ihren Vater, trotz der Thränen und Bitten des Greises, wurde die Geliebte des Königs und beherrschte ihn eine Zeit lang so vollkommen, daß sie bei der Mittheilung seiner Vermählung mit Elisabeth von Oesterreich auszurufen wagte:

„Ich fürchte die Deutsche nicht!"

Nein, wahrlich, die Deutsche sollte ihr keine Furcht einflößen, denn Elisabeth war von sanfter und duldender Sinnesart, aber eine furchtbarere Feindin sollte ihr gegenübertreten.

Diese Feindin war Catharina von Medici, die, empört über den Einfluß, den die schöne Frau auf das Herz des Königs zu üben begann, sie vom Hofe zu entfernen wußte, ohne Karl IX. davon in Kenntniß zu setzen.

„Warum kommt Marie nicht mehr?" fragte der schwache Monarch eines Tages seine Mutter.

„Marie Touchet ist todt!" antwortete ruhig Catharina von Medici, die mehr als jemals von der Nothwendigkeit durchdrungen war, daß sie sich des moralischen Scepters bemächtigen müsse, um ihre politischen Ziele zu erreichen.

Obwohl die Geliebte des Königs niemals eine besondere Vorliebe für Staatsangelegenheiten gehegt hatte, so beschloß sie doch, sich für diesen plötzlichen Sturz zu rächen, der ihre weibliche Eitelkeit tief verletzte.

Sie ließ dem König heimlich ihre Wohnung wissen.

Er kam zu ihr, glücklich, seine Geliebte am Leben zu finden, und er befahl ihr, wieder bei Hofe zu erscheinen.

Wie die Königin Mutter sie bei dieser Gelegenheit aufnahm, haben wir bereits mitgetheilt.

Catharina gab endlich, um der Behelligungen einer gefährlichen Feindin entledigt zu sein, Maurevel den Befehl, Marie Touchet aus dem Wege zu räumen.

Da aber des Königs Mordgehülfe sich nicht genügend darüber erklären konnte, weshalb die That noch nicht geschehen wäre, so argwöhnte die Königin Mutter ein Einverständniß zwischen ihm und Marie.

Sie ließ daher Serlabous im Geheimen zu sich kommen und gab diesem den blutigen Auftrag, der Maurevel zu widerstreben schien.

Serlabous versprach Gehorsam.

Er befand sich jedoch in einer schlimmen Verlegenheit.

Einerseits wollte er gern der Königin Mutter gehorchen, andererseits hatte er Maurevel geschworen, kein Haar auf dem Haupte Marie's zu krümmen.

Was thun in dieser Verlegenheit?

Serlabous faßte einen kühnen Entschluß.

Er begab sich nach der Wohnung Marie's und ließ sich als Ueberbringer einer wichtigen Nachricht melden.

Als er ankam, entfernten sich eben mehrere Personen.

Catharina's Spion erkannte die Gesichtszüge einiger Hugenotten von Bedeutung, welche Marie dem Hofe zum Trotz empfing, und von allen ihre Partei bedrohenden Gefahren unterrichtete.

„Es wünscht Jemand die gnädige Frau zu sprechen," meldete Marie's Kammermädchen.

„Sein Name?" fragte die Favorite, aus ihren Träumereien erwachend.

„Er wollte ihn mir nicht nennen, meint aber, er müsse die gnädige Frau durchaus sprechen."

„Der König schickt mich!" rief Serlabous laut von draußen.

Das Kammermädchen erhielt den Befehl, ihn eintreten zu lassen.

„Was habt Ihr mir mitzutheilen?" redete Marie Touchet den Eintretenden an.

„Zuvörderst wollte ich Euch bitten, Euch durchaus nicht zu fürchten."

„Zu fürchten! Vor wem?"

„Vor mir."

„Ihr seid also nicht beauftragt von —"

„Von Sr. Majestät dem König? Keineswegs!"

„So entfernt Euch sofort! Hinaus!"

„Verzeiht, gnädige Frau, wenn ich Euch beläftige. Aber obwohl ich selbst nur ein unbedeutender Mann bin, so bin ich überzeugt, Ihr werdet mir Dank wissen, wenn Ihr vernehmt, was ich Euch mitzutheilen habe."

„So sprecht," rief Marie, mit ängstlicher Neugier die Erklärung dieses seltsamen Besuches erwartend.

„Zuvörderst," begann Serlabous ruhig, „bin ich beauftragt, Euch zu tödten."

Die Dame fuhr entsetzt zurück. Sie wollte sprechen, aber die Furcht schloß ihr die Lippen.

„Dann," fuhr Serlabous fort, „bin ich ferner beauftragt, Euren Leichnam still bei Seite zu bringen, so daß Niemand weiß, wo Ihr geblieben seid. Für diese Dienste bin ich bereits gut bezahlt worden!"

„Aber wer hat diesen furchtbaren Befehl ertheilt!" rief Marie und erhob sich, um zu fliehen.

„O bleibet — Ihr habt Nichts von mir zu befürchten," sagte Serlabous mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit.

„Was wollt Ihr von mir?"

„Ich bitte Euch, geraume Zeit Euch gar nicht zu zeigen — ganz zu verschwinden!"

„Damit man mich für todt hält, nicht wahr?"

„Potz Blitz, Ihr trefft in's Schwarze! Bedenkt, daß ich hundert Goldstücke erhalten habe, um Euch in's Jenseits zu spediren, und daß —"

„Hier habt Ihr zweihundert für Eure großmüthige Warnung."

„Schönen Dank, gnädige Frau!"

„Ich werde gewissenhaft Eure Vorschrift befolgen. Doch gestattet mir einige Fragen."

„Sprecht, gnädige Frau."

„Wer hat befohlen, mich zu tödten?"

„Wollt Ihr mir schwören, daß Ihr niemals das Geheimniß verrathen wollt?"

„Beim Heil meiner Seele, ich schwöre es."

„Wohlan, so wißt, daß die Königin Mutter den Befehl gegeben hat."

„Ahnte ich's doch! Catharina haßt mich bis in den Tod! Jetzt noch eine Frage: Weshalb führt Ihr den Auftrag nicht aus, den Ihr übernommen?"

„In dieser Beziehung, gnädige Frau, gestattet mir, so stumm zu sein, wie die Scheide meines Dolches. Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet; bedenkt, daß ich, wenn mir durch Euch ein Unfall widerfährt, immer noch den Befehl der Königin Mutter ausführen kann. Vergesset nicht, daß Euer Leben von dem meinigen abhängt."

Serlabous entfernte sich mit einem komischen Grinsen, das, wie er glaubte, dem Anstande eines Edelmannes entsprach, der sich von einer vornehmen Dame verabschiedet.

Im Stillen sagte er sich:

„Ich habe die Wahl zwischen der Rache der Königin Mutter und dem Messer Maurevels. Der Eine tödtet im Dunkeln, die Andere rächt sich, wenn sie unserer Dienste nicht mehr bedarf. Ich habe, wie ich glaube, einen klugen Mittelweg eingeschlagen."

Dann zählte er die Goldstücke, die ihm Marie gegeben, und rief behaglich schmunzelnd:

„Der liebe Gott sorgt stets für die Seinen! Man hat

es mir gut bezahlt, daß ich als ehrlicher Mann gehandelt und ein Menschenleben geschont habe."

Kaum war Serlabous fort, so beschloß Marie Touchet, Maurevel aufzusuchen. Sie war berechtigt, Dankbarkeit von ihm zu erwarten, da sie zur Zeit ihres Glanzes ihm viele gute Dienste geleistet hatte.

Nach der Sitte jener Zeit verhüllte sie, um nicht erkannt zu werden, ihr Antlitz mit einer Maske und eilte nach der Wechslerbrücke.

Beinahe zum Ziel gelangt, sah sie in der Nähe des Kirchhofes, der bei der Brücke lag, einen Greis mit langem weißen Haar betrübt seines Weges gehen.

Entsetzt fuhr Marie Touchet zusammen und eilte nach der entgegengesetzten Seite der Straße. Sie hatte ihren Vater erkannt.

VI.

Der Meuchelmord.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß die Königin Mutter eine Botschaft an Maurevel durch einen Edelmann gesandt hatte. Wie erwähnt, lag die Wohnung des Mannes, den Catharina von Medici mit einem so furchtbaren Amt bekleidet hatte, an der Wechslerbrücke. Das Haus ruhte zum Theil auf der Brücke selbst, zum Theil auf Pfählen.

Aeußerlich unterschied es sich durch Nichts von den Nachbarhäusern, als durch die Einsamkeit seiner Lage, indem die Brustwehr der Brücke es von den übrigen Gebäuden trennte.

Obwohl Maurevel keine Werkstätte besaß, so galt er doch in der Stadt allgemein für einen königlichen Büchsenmacher, und es hieß, er liefere die Gewehre, die der König für das Heer nach der Provinz schicke. Der Umstand, daß Maurevel häufig mit dem Hauptmann der königlichen Büchsenschützen verkehrte, trug zur Bestätigung dieser Ansicht bei.

Man hielt ihn also allgemein für einen Waffenschmied.

Treten wir in sein Haus.

An einem Tische, auf dem die Reste einer Mahlzeit und mehrere leere Weinflaschen standen, saß Maurevel, eine Büchse im Arm, die er eben geladen hatte.

Ein furchtbarer Gedanke beschäftigte ihn.

Plötzlich ließ sich der Klang einer Glocke von ferne hören.

Maurevel fuhr zusammen und lauschte.

„Acht Uhr!" rief er. „Der Augenblick der That ist nahe!"

Er stand auf.

„Vorwärts, Mordgeselle des Königs!" fuhr er fort. „Halte Dich bereit — Coligny wird gleich vorüberkommen. Zum Teufel mit Coligny! Sein Leichnam wiegt eine Last Goldes!"

Ein seltsamer Ton unterbrach die Stille des Abends: ein Schrei, welcher dem rauhen Gekrächz der Eule verwandt war.

„Das Signal!" rief Maurevel. „Der Hugenotte naht! Vorwärts, Du schweigsames Mordgewehr, und leiste unserm guten König Karl getreue Dienste!"

Er näherte sich einer Oeffnung in der Mauer, die einer Schießscharte glich, und legte das Gewehr an.

In diesem Augenblick berührte eine Hand sanft seine Schulter.

„Wenn man Jagd auf königliches Wild macht, Maurevel, so muß man vorher sein Haus fest verriegeln!" sprach eine Frau, deren Gesicht mit einer Maske bedeckt war.

Maurevel stürzte auf die Unbekannte und entriß ihr die Maske.

„Marie Touchet!" rief er und athmete auf.

„Für wen," begann die ehemalige Geliebte des Königs, „ist denn Deine mörderische Kugel bestimmt? Für den Herzog von Guise oder den Marschall Montmorency? Sprich. Du weißt, zwischen uns giebt es kein Geheimniß."

„Ihr irrt Euch, gnädige Frau," sagte der Mörder höhnisch lächelnd. „Der Schuß gilt einem edleren Wild!"

„Also ist es der Admiral Coligny, dem Du das Lebenslicht ausblasen willst. Deine Mühe ist umsonst. Der Admiral trägt unter seinem Wamms einen eisernen Panzer, von dem jede Kugel abprallt."

„Der Kopf ist frei."

„Da mußt Du genau zielen — namentlich, wenn das Opfer auf seiner Hut ist."

„Er kennt also die ihm drohende Gefahr."

„Ja — gewiß!"

„Wer hat ihn gewarnt? Nenne mir seinen Namen, damit er den Lohn für diesen Liebesdienst erhalte."

„Ich habe ihn gewarnt."

Maurevel schwieg.

Marie Touchet hielt ruhig ihren Blick auf das Antlitz des finsteren Mannes gerichtet, setzte sich ihm gegenüber und sprach:

„Erinnerst Du Dich der Zeit, da Du mir feierlich gelobtest, mir jederzeit ein treuer Freund zu sein, niemals der Dienste zu vergessen, die ich Dir geleistet?"

„Ich bin dessen eingedenk! Du hast mich zum Könige geführt, hast mir den Zugang zu seinem Vertrauen eröffnet, Du bist die Gründerin meines Glücks. Ich bin Dir mit Leib und Seele ergeben — Du kannst von mir Alles verlangen — aber Nichts, was dem Willen des Königs widerspricht!"

„Ich komme nicht, um Dich von dem abwendig zu machen, was Du Deine Pflicht nennen magst," sagte Marie ironisch lächelnd. „Ich will von unserer Jugend mit Dir sprechen."

„Von unserer Jugend? Von der Zeit der Thorheit, der Liebe, der ungewürdigten Liebe!"

Marie maß ihn mit stolzem Blicke.

Der Bandit senkte das Auge vor dem Strahl dieses Blickes, ergriff gerührt die Hand Marie's und sprach mit ernster Miene:

„Die Liebe ist dahin — doch die Freundschaft und die treue Verehrung leben noch heute!"

„Erinnerst Du Dich," fuhr Marie fort, „jenes reichen und vornehmen Greises, dem mein Vater meine Hand versprochen hatte? Ich war damals siebenzehn Jahre alt, und wollte nur unter der Bedingung diese Ehe eingehen, daß er einen Knaben, die Frucht eines Fehltritts meiner ersten Liebe, an Kindesstatt annehmen sollte."

„Ich weiß es nur zu gut, gnädige Frau!" antwortete Maurevel erbebend. „Im entscheidenden Augenblick wollte der Alte sein Wort brechen und — blindlings Euren Befehlen gehorchend, steckte ich sein Schloß in Brand."

„Ja," rief Marie Touchet leidenschaftlich, „Du warst ein getreuer Diener meiner Rache! Aber hast Du mich jemals das düstere Geheimniß erfahren lassen, das den Mord meines Jugendgeliebten Raoul d'Altenay umgiebt? Hast Du mir jemals eine Kunde von meinem geliebten, unglücklichen Kinde gebracht, das auf eine so räthselhafte Art von meiner Seite verschwunden ist? O! wenn ich den Mörder hätte entdecken können zu der Zeit, als der König von Frankreich zu meinen Füßen lag, mit Todesqualen hätte er für die Leiden, die ich erduldet, büßen müssen!"

„Zum Glück verbirgt das Grab alle Geheimnisse!" dachte Maurevel.

„Lassen wir diese trüben Erinnerungen!" fuhr Marie fort, „und sprechen wir aufrichtig, wie alte Freunde!"

„Ich bin ganz Ohr," sagte Maurevel und warf Marie einen mißtrauischen Blick zu.

„Vor einigen Tagen habe ich erfahren, daß mein Kind nicht ermordet worden ist."

„Wirklich?" rief Maurevel erstaunt.

„Kurze Zeit vorher, ehe Du den Brand anlegtest, sah ein Bauer einen Mann, der mein Kind auf dem Arm trug, sich eiligen Schrittes nach dem Ufer der Loire begeben, um es in die Wellen zu stürzen. Der Landmann folgte. In die Nähe des Ufers gelangt, wandte der Räuber sich um und sah entsetzt den Zeugen seines Verbrechens hinter sich. Er ließ das Kind fallen und entfloh. Der Bauer war zu arm, um das Kind zu ernähren; er trug es nach Paris, legte es auf der Schwelle einer Kirche nieder und — hat seit dieser Zeit Nichts mehr von ihm gehört. — Maurevel, Du verdankst mir, was Du bist! Von heute ab mußt Du mir helfen, mein Kind wiederzufinden. Ich bedarf Deines Beistandes, denn mein Leben ist in Paris in Gefahr, und ich werde die Hauptstadt nicht eher verlassen, als bis ich mein verlorenes Kind an's Herz gedrückt habe."

Nachdem Marie Touchet sich des Beistandes ihres furchtbaren Freundes versichert hatte, erzählte sie ihm das Abenteuer des seltsamen Besuches, den sie in ihrer Wohnung erhalten.

Der Bandit erkannte aus ihrer Schilderung, daß Serlabous bei ihr gewesen, und versicherte sie seines Schutzes.

„Ich habe geschworen, Euch stets ein treuer Freund zu sein. Ihr habt mir stets Euer gegebenes Wort gehalten. So lange ich lebe, soll keiner der Meinen Hand an Euch legen!"

„Du wirst mir also beistehen, mein Kind wiederaufzufinden?"

„Zählt auf mich; nur fürchte ich, wird es schwer sein, so unbestimmten Spuren zu folgen. Wenn man nur irgend ein Kennzeichen hätte!"

Während diese Unterhaltung stattfand, war die Nacht vollends hereingebrochen. Maurevel zündete eine Kerze an.

Der Regen goß in Strömen hernieder.

Plötzlich kletterte eine kleine Gestalt von der Brücke aus in die äußere Vertiefung der Schießscharte, von der Maurevel sein Gewehr abzufeuern beabsichtigt hatte, und nahm dort Platz, um sich vor dem Unwetter zu schützen.

Es war Clopinet.

„Brr! Brr! Es scheint fast, daß ich dazu bestimmt bin, unablässig, gleich einer Ente, im Wasser herum zu plätschern! Brr! Es ist ein Wetter, um keinen Hund hinauszujagen!"

Sein Ohr vernahm jetzt menschliche Stimmen.

„Potz Tausend," dachte Clopinet, „es giebt hier Gesellschaft."

Neugierig duckte er sich nieder und lauschte.

Marie Touchet näherte sich Maurevel und sprach halblaut zu ihm:

„Ich bin auf der Spur. Mit Hülfe der Spione des Prosoß von Paris, eines Beamten, den ich mir während der kurzen Zeit meines Einflusses zum Freunde gemacht habe, erfuhr ich, daß auf dem Berge von St. Genovefa ein Waisenknabe erzogen worden ist, dessen Alter mit dem meines Sohnes genau übereinstimmte."

„So!" rief Maurevel gespannt.

„Ja, eine Zeit lang schwelgte ich sogar in der Hoffnung, ihn bei Giles Gobelin, dem Färbermeister, zu finden, dessen Wohlthätigkeit im Viertel St. Marcel sprüchwörtlich geworden ist — aber ich wurde in meiner Hoffnung getäuscht."

„Das also ist der Grund, weshalb sie sich zu Giles Gobelin begab," dachte der Büchsenschütze.

„Jetzt sind wir unserer zwei, Maurevel," begann die Dame von Neuem, „und ich werde mit Gottes Hülfe mein Kind wiederfinden."

„Weiß der Kuckuk, was sie da plappern!" murmelte Clopinet. „Ich begreife von dem Allen Nichts."

„Hat das Kind kein besonderes Merkmal?" fragte der Mordgeselle des Königs.

Marie Touchet suchte in ihrem Gedächtniß und antwortete:

„Der Knabe hat auf der linken Schulter eine Narbe. Im Uebermaße mütterlicher Zärtlichkeit habe ich ihm diese kleine Wunde beigebracht."

„Den Teufel auch, wenn die Wunde nicht tief war, so wird man schwerlich die Narbe wieder auffinden können!"

„Die Wunde ging sehr tief in's Fleisch, beinahe bis auf den Knochen."

„Eine seltsame mütterliche Zärtlichkeit," bemerkte Maurevel lächelnd.

„Ich stach die Wunde mit einer kleinen Nadel; späterhin bedauerte ich sehr den thörichten Streich, der im Uebrigen keine schlimmen Folgen hatte."

„Haha! In der That eine sehr zärtliche Mutter!" rief Clopinet. „Jedenfalls würde man nicht schlecht suchen müssen, bevor man den bewußten Nadelstich auf dem Körper eines Kindes fände."

„Morgen," sagte Marie Touchet endlich, „erwarte ich Dich in meiner Wohnung, um noch einmal mit Dir Rücksprache zu nehmen."

„Ich komme, gnädige Frau!"

„Potz Blitz," murmelte Clopinet, „es regnet nicht mehr. Ich werde jetzt den Vater Mauduit aufsuchen, der mich im Wirthshause erwartet."

Mit der Geschicklichkeit eines Affen klimmte er von der Höhe herab und entfernte sich schnellen Fußes.

Marie Touchet ihrerseits legte die Maske wieder an und war im Begriff zu gehen.

Sie machte einige Schritte. Dicht an der Thür kehrte sie jedoch wieder um, erzählte Maurevel, daß sie ihren Vater vor einer Stunde gesehen habe und fragte ihn, ob er

von der Ankunft desselben bereits benachrichtigt sei. Der Bandit, der den Besuch einer anderen Person zu erwarten schien, gab eine unbestimmte Antwort und beschwichtigte Marie mit der Versicherung, ihr morgen Auskunft geben zu wollen.

Sie ging und ließ den Büchsenschützen in fieberhafter Unruhe zurück.

„O, wenn sie nur auf mich zählt, um das Kind wiederzufinden, dem ich das Lebenslicht hätte ausblasen sollen," sagte er, „so fürchte ich, wird sie an dem lieben Kinde niemals ihre mütterliche Zärtlichkeit verschwenden können."

Dann fuhr er ungeduldig fort:

„Er kommt nicht, dieser verwünschte Ferrand. Sollte ihm Serlabous die Wohnung nicht genau bezeichnet haben! Er hat vielleicht die Stunde vergessen! Wenn diese Gelegenheit zur Rache mir entginge! Doch nein, es ist unmöglich! Mein guter Stern hat mich noch nicht verlassen!"

Es pochte an die Thür.

Das Gesicht des Mörders strahlte vor Freude.

„Er ist es!" rief er.

Schnell stellte er die Kerze im äußersten Winkel des Zimmers nieder, so daß es beinahe ganz dunkel wurde, und öffnete die Thür.

Es war in der That Etienne Ferrand.

Nachdem der junge Mann mit wenigen Worten sich zu versichern gesucht hatte, ob er das richtige Haus gefunden, fragte er Maurevel, ob er der Edelmann wäre, der ihm Nachrichten von seiner Familie geben wolle.

„Ich bin nur der Diener dieses Edelmannes," antwortete der Bandit. „Mein Herr erwartet Euch."

„Wo denn?"

„Dort — in jenem Zimmer."

Und Maurevel deutete auf eine Thür, die nach einem innern Gemach zu führen schien.

Etienne öffnete sie, fuhr aber sogleich zurück.
Die dichteste Finsterniß dehnte sich vor ihm.
Er erkannte den Verrath.
„Elender, Du willst mich ermorden!"
Ein Höllengelächter antwortete ihm.

Der junge Mann wollte sich auf Maurevel stürzen, aber in demselben Augenblick traf seinen Kopf die Kugel des Mörders.

Etienne stürzte nieder.

Maurevel stieß den Körper durch die eben geöffnete Thür, hinter der ein Abgrund gähnte, welcher zum Strom hinabführte.

„Lebe wohl, schöner Sänger der Liebe! Jetzt gehört mir Dein Täubchen! Bald wird die Seine Deinen Leichnam zum Ocean tragen!"

VII.

Die Liebe einer Braut.

Perrin Mauduit, allgemein im Stadtviertel St. Marcel unter dem Namen „der Glöckner von St. Medardus" bekannt, bewohnte ein kleines Haus, das zu der Kirche gehörte, deren Glockenspiel von ihm geleitet wurde.

Das Haus war nur einstöckig, aber bequem und wohnlich gebaut, so daß der Glöckner, seine Tochter Alice und die alte Lisette reichlichen Platz hatten.

Um zum Glockenwerk empor zu gelangen, brauchte Perrin sein Haus nicht zu verlassen.

Eine lange, überdeckte Galerie führte aus demselben unmittelbar in den Thurm.

Die geistliche Behörde hatte diese Galerie bauen lassen, um dem alten Glöckner, dessen Beine nicht mehr die Kraft der Jugend hatten, manchen unnützen Weg zu ersparen.

Es war am Tage, nach dem Etienne von Maurevel in den Fluß gestürzt worden.

Schon lange hatte die Glocke von St. Medardus den Bewohnern der Vorstadt die Mittagsstunde verkündigt.

In einem kleinen Gemach, in dem der Glöckner und die Seinen zu speisen pflegten, saß Lisette und arbeitete an einem Meßgewand, mit dem sie den Prediger an seinem

Geburtstag beschenken wollte. Die schöne Alice blätterte träumerisch in einem mit vielen Malereien und Verzierungen geschmückten Buche.

„Was liesest Du denn da, Du theures Kind?" fragte die alte Lisette, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Von den wahren Tugenden einer guten Hausfrau," antwortete Alice mit sanfter Stimme.

„Weshalb, mein Kind! Du besitzest ja alle diese Tugenden."

„Lisette, ich glaube, es hat draußen an die Thür geklopft," sagte Alice unruhig und lauschte.

„Du irrst Dich, ich habe Nichts gehört."

„Es ist schon so spät und mein Vater kommt immer noch nicht zurück. Er hat sonst nicht die Gewohnheit, so lange im Glockenthurm zu bleiben."

„Ich glaube, mein Kind, er muß die große Glocke mit einem neuen Strick versehen."

Lisette suchte offenbar einen Vorwand, um Alice zu beruhigen.

„Dem sei, wie ihm wolle," erwiederte die Letztere, „ich sehe meinen Vater bei diesen unruhigen Zeiten nicht gern draußen. Man trifft jetzt so seltsame Gestalten auf der Straße."

„Armes Kind," dachte Lisette im Stillen. „Wenn sie wüßte, daß ein Bösewicht den guten alten Glöckner aus dem Amt zu bringen gesucht hat."

„Lisette, ich weiß nicht, wie mir ist — mich friert."

„Dich friert, mitten im August, während die Sonne am Himmel steht? Das nenne ich einen Einfall!"

„Ach, geliebte Lisette, ich fühle mich so mißmüthig, so krank — der Frost ist in meiner Seele."

„Wenn Du wüßtest," dachte Lisette, „daß es Deinem Vater gestern mit vieler Mühe gelungen ist, sein Aemtchen zu erhalten, so würdest Du vielleicht noch trauriger sein."

Alice stand auf und ging zwischen dem Fenster und ihrem Platz auf und ab.

„Du bist doch nicht etwa unwohl!" rief die alte Amme besorgt.

„Nein, ich bin nur mißmuthig. Mein Vater ist nicht da, Jean Garnier soll kommen und — und —"

„Und — Du hast gestern Abend vergebens Etienne Ferrand erwartet, nicht wahr?"

„Lisette!" rief Alice vorwurfsvoll.

Die gute Alte schloß das junge Mädchen zärtlich in ihre Arme.

„Nun, nun, mein gutes Kindchen," sagte sie in schmeichlerischem Tone, „Du kannst mir das immer eingestehen, mir, die Dich so liebt, wie Deine selige Mutter Dich liebte, mir, die Dich an ihrer Brust gesäuget hat! Ja, Du beunruhigst Dich, mein Kind, weil Etienne gestern zum ersten Male Abends ausgeblieben ist. Ja, mein Kind, Du lächelst — Du fühlst wohl, daß ich die Wahrheit gesprochen habe!"

„Wie gut Du bist!" rief Alice gerührt.

Eine Thräne schimmerte in ihrem Auge.

Jetzt klopfte es an die Hausthür.

„Ah, dieses Mal habe ich mich nicht getäuscht!" rief Alice.

„Ich werde schnell öffnen!" erwiederte Lisette und entfernte sich.

„Es ist mein Vater — oder Etienne," sagte das junge Mädchen zurückbleibend. „O, wie werde ich sie ausschelten — natürlich ganz in der Güte!"

Aber es sollte ihr diese frohe Genugthuung nicht zu Theil werden. Die Thür öffnete sich und eine große Dame erschien, von Lisette begleitet, welche sie mißtrauisch betrachtete.

Es war Marie Touchet.

„Ich bin also hier richtig bei Perrin Mauduit, dem

Glöckner von St. Medardus," sagte die Fremde zu der alten Amme gewandt.

„Ich habe Euch das schon zwei Mal gesagt, gnädige Frau," brummte Lisette.

„Und dies junge Mädchen ist seine Tochter?"

„Allerdings."

„Die Braut von Etienne Ferrand, dem Färber?"

„Was wünschen Sie von mir, meine Dame?" fragte das anmuthige Kind und bat die Unbekannte, Platz zu nehmen.

„Entschuldigen Sie," unterbrach Lisette. „Allein, ich nehme Mutterstelle bei Alice ein und möchte deshalb wohl wissen —"

„Sie heißt Alice," sagte Marie Touchet zu sich selbst. „Wohlan, wenn ich zum Ziele gelangen will, so werde ich meine Rolle spielen müssen, wie in der Komödie am Hofe Catharina's von Medici."

„Wir sind gespannt, gnädige Frau, zu hören —" fuhr die Amme verdrießlich fort.

Marie Touchet erhob sich würdevoll und sagte:

„Verlaßt das Zimmer, gute Frau; ich habe mit Fräulein Alice allein zu sprechen."

„Nein, nein, das leide ich nicht! Ich will das Kind nicht verlassen, ohne zu wissen —"

Alice unterbrach mit sanfter Stimme ihre Amme:

„Ich bitte Dich, verlaß uns. Die Dame hat gewiß keine bösen Absichten. Ueberdies, weshalb sollte ich mich fürchten, mit einer Frau allein zu sein."

Den feingeschnittenen Mund Marie's umspielte ein boshaftes Lächeln, das die gute Alte beunruhigte.

Sie ging, nahm jedoch hinter der Thür Platz, um der Unterredung genau folgen zu können.

Marie Touchet und die Tochter des Glöckners von St. Medardus saßen einander gegenüber.

Alice empfand ein eigenthümliches Mißbehagen, als sie den forschenden Blick der ehemaligen Geliebten des Königs auf sich ruhen fühlte.

„Jetzt, gnädige Frau," begann die Tochter des Glöckners, „da wir nun allein sind, darf ich wohl den Grund Eures Besuches erfahren?"

„Es muß Euch allerdings befremden, einen Besuch zu erhalten, dessen eigentliche Ursache Euch bis jetzt unbekannt ist; aber das Gerücht von Eurer seltenen Schönheit und Euren Tugenden hat sich bis zum Hofe Karls IX. verbreitet und ich habe Lust bekommen, selbst zu erfahren, ob der Hof nicht zu nachsichtig in Beziehung auf Euch gewesen sei."

Marie Touchet log offenbar; allein die Lüge paßte zu ihrem Zweck.

„Der Hof Sr. Majestät ist sehr gütig, wenn er sich mit einem so unbedeutenden jungen Mädchen, wie ich bin, beschäftigt," erwiederte Alice und erröthete über die Schmeichelei, die ihr so geradezu in's Gesicht gesagt wurde."

„O, nicht doch! Im Gegentheil, ich finde, daß die gute Meinung, die man von Euch hat, noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt."

„Um Verzeihung, gnädige Frau!"

„Aber glaubt mir, daß diejenigen Personen am Hofe, die sich für Euch interessiren, eine lebhafte Unruhe darüber empfinden, welcher glückliche Sterbliche einstmals Euer Herz zu rühren im Stande sein wird. Ich kann Euch aber nicht verhehlen," fuhr Marie Touchet fort und betonte ihre Worte nachdrücklich, „daß man es bedauert, wenn Eure Wahl einen Mann träfe, der, wie man bei Hofe sagt, von sehr dunkler Herkunft ist."

Alice erhob sich leidenschaftlich von ihrem Platze.

„Etienne Ferrand ist ein Ehrenmann, gnädige Frau!" rief die Tochter des Glöckners, im tiefsten Herzen verwundet.

„Niemand sagt das Gegentheil; man will nur wissen, er sei ohne Familie und —"

„Wenn er seine Eltern niemals gekannt hat, so ist er nichtsdestoweniger ein Kind Gottes und nimmt auf dieser Erde den Platz ein, den die Vorsehung jeder Kreatur vergönnt."

„Sie liebt ihn," sagte Marie Touchet zu sich selbst. „Ich werde bei ihr, indem ich ihrer Liebe schmeichle, Alles, was ich zu meinen Zwecken gebrauche, erreichen."

Dann fuhr sie mit lauter Stimme und mit einer Ruhe, die sehr gegen die Aufregung Alice's abstach, fort:

„Vergesset nicht, mein Kind, daß ich Euch nur die Ansichten Anderer mittheile und daß mein Herz weit davon entfernt ist, sie zu theilen."

„Halt, gnädige Frau!" unterbrach sie Alice. „Ich habe keine Welterfahrung. Von meinem Vater einfach erzogen, bin ich unbekannt mit den Künsten der Verstellung, und dennoch erkenne ich in Eurer Sprache —"

Bei diesen Worten fuhr Marie Touchet zusammen, denn sie fühlte sich nur zu sehr durchschaut.

„Hört mich zu Ende, gnädige Frau! Die Lüge hat niemals meine Lippen befleckt — ich will Euch meine Gedanken mittheilen und meine Meinung ganz offen und frei sagen."

Dann unterdrückte Alice gewaltsam die Unruhe ihres laut pochenden Herzens und fuhr fort:

„Ihr seid nicht vom Hofe zu mir geschickt, eine so vornehme Dame Ihr auch sein möget — Ihr wollt, ich weiß nicht aus welchem Grunde, wissen, ob ich Etienne wahrhaft liebe."

„Ich? Aus welchem Grunde? Haltet Ihr mich vielleicht für eine Nebenbuhlerin?"

„Vielleicht —" sagte Alice und richtete einen durchdringenden Blick auf Marie Touchet.

„Ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir erzeigt — allein ich bedaure — ich kenne und liebe den Bastard nicht, der Euch so sehr am Herzen zu liegen scheint."

„Ich verbiete Euch, am Herde meines Vaters den Mann zu beleidigen, den ich bald meinen Gatten nennen werde."

„So entschuldigt mich, mein Fräulein," antwortete Marie Touchet heuchlerisch, „ich wußte nicht, daß diese Liebe einen so ernsten Charakter hat."

„Das will ich gern glauben, gnädige Frau," antwortete Alice ruhig und ernst. „Jedenfalls ersuche ich Euch, sofort dieses Haus zu verlassen."

Marie Touchet entdeckte jetzt, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen.

„Und wenn ich ernste Gründe hätte," rief Marie zornig, „von Euch die Nachrichten zu erhalten, an denen mir gelegen ist, wenn ich Euch befehlen würde, mir zu antworten!"

„Mir befehlen — und mit welchem Recht?

„Mit dem Recht, das Abstammung und Geburt mir vor Leuten Eures Standes gewährt."

„Ich weiß nicht, welche Stellung Ihr bei Hofe einnehmt, aber wäret Ihr selbst die Königin von Frankreich, die Liebe zu meinem Vater und die Liebe zu meinem Bräutigam würde ich Euch dennoch niemals zum Opfer bringen!"

Wenn in der That zwei Nebenbuhlerinnen einander gegenüber gestanden hätten, so würde der Streit vielleicht einen heftigen Charakter angenommen haben. In diesem Falle aber vertheidigte die Eine ihren Bräutigam, die Andere aber verfolgte ein Ziel, das von dem der Liebe weit entfernt war, und da sie wohl einsah, daß sie Geist und Gemüth des jungen Mädchens unterschätzt hatte, so beschloß sie, vorläufig das Feld zu räumen, um bei günstigerer Ge-

legenheit den Kampf von Neuem aufzunehmen. Sie ging und begab sich in die protestantische Versammlung im Hofe der Patriarchen, während die arme Alice trotz der Tröstungen ihrer Amme sich ihrer Betrübniß überließ und bitterliche Thränen vergoß.

In jener Versammlung unterhielt sich Marie Touchet lange mit dem Prediger Merlin.

Was war der Inhalt dieses Zwiegesprächs? Die folgenden Ereignisse werden uns davon in Kenntniß setzen.

Zwei Stunden später klopfte die verstoßene Geliebte des Königs an die Thür des Alchymisten René.

„Maurevel hat es mir versichert," sagte sie zu sich selbst, „daß ich hier meinen Vater finden werde. Vorwärts, Muth gefaßt! Wenn man am Hofe Karls IX. gelebt hat, so braucht man wahrlich nicht mehr zu erröthen!"

Als Marie aus dem Hofe der Patriarchen sich entfernte, bemerkte sie nicht, daß ein Unbekannter sofort den Prediger Merlin anredete.

Es war ein Mann in der Vollkraft der Jahre.

Er schien sich in heftiger Gemüthsbewegung zu befinden.

„Ihr kennt diese Frau?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ja wohl," antwortete der Prediger.

„Wie heißt sie? Ich bitte Euch, mir ihren Namen zu nennen!"

„Sie heißt Marie Touchet."

Der Unbekannte stieß einen wilden Freudenschrei aus.

„O, die Elende! Ich werde also jetzt der Mörderin in's Angesicht blicken!"

VIII.

Der Glöckner von St. Medardus.

Die Kümmerniſſe einer reinen Seele gleichen dem Gewölk an Sommertagen. Sie verfinſtern nur vorübergehend das Sonnenlicht.

Als die ſeltſame Unbekannte ſich entfernt hatte, gewann Alice allmälig die Ruhe ihres Herzens wieder.

„Die Sprache dieſer Frau iſt Nichts, als ein Gewebe von Lug und Trug!" tröſtete ſie ſich ſelbſt. „Ich glaube, wie an Gott, ſo an die Liebe meines Bräutigams."

Indem ſie eben alſo ihren Kummer beſchwichtigte, öffnete ſich die Thür und Etienne Ferrand erſchien.

Wir müſſen berichten, auf welche wunderbare Art der junge Mann dem Tode entgangen war.

Maurevels Kugel hatte ſein Haupt nur leicht geſtreift. Aber die Erſchütterung raubte ihm das Bewußtſein, und erſt nach geraumer Zeit kam er zu ſich. Ihn fror, ein kalter Luftzug ſtreifte ſein Geſicht. Er ſuchte in der Dunkelheit, die ihn umgab, die Gegenſtände ſo viel wie möglich zu unterſcheiden und entdeckte mit Entſetzen, daß er über einem Abgrunde ſchwebte und daß er bei der geringſten Bewegung in den Fluß hinunterſtürzen mußte.

In der That war der Körper Etienne's nicht, wie es

der Bandit beabsichtigt hatte, von der Höhe des Brückenvorsprungs abwärts gesunken, sondern durch einen Zufall an einem Balken hängen geblieben.

Die Entfernung zwischen ihm und dem Wasser war nur gering; einen Augenblick dachte er daran, sich in den Fluß hinunter zu schleudern und an's Ufer zu schwimmen, aber gleichzeitig überlegte er, daß sein Feind ihm auflauern könne. Er versuchte also eine andere Art der Rettung, indem er von der Geschicklichkeit Gebrauch machte, die er bei seiner Beschäftigung in den ungeheuren Kübeln der Färberei sich erworben hatte.

Er klammerte sich mit Händen und Füßen an den Vorsprüngen der Pfähle und der Brücke fest und erreichte also mit unsäglicher Anstrengung die Brustwehr.

Schwäche und Blutverlust übermannten ihn jetzt. Schwindlig, einer Ohnmacht nahe, sah er die Gegenstände vor seinen Augen sich im Wirbel drehen.

Mechanisch hielt er sich an einem eisernen Ringe des Brückenbogens fest und rief um Hülfe.

Hätte Maurevel diesen Schrei gehört, so wäre der Unglückliche verloren gewesen.

Aber die Vorsehung beschützt wackere Herzen. Der Hülferuf Etienne's wurde vernommen, und zwar von — Clopinet, der Arm in Arm mit Perrin Mauduit heimwärts ging.

Der Glöckner war bei dem Profoß der Stadt Paris gewesen, der ihn auf Grund geheimer Verdächtigungen seines Amtes hatte entsetzen wollen.

Aus welcher Quelle die den wackeren Mann beeinträchtigenden Nachstellungen stammten, wird der Leser vermuthen können.

Clopinets gutes Herz war stets bereit, Unglücklichen Hülfe zu leisten.

Kaum hörte er den Schrei, so lehnte er sich über die Brustwehr und reichte Etienne die Hand.

Es war die höchste Zeit — ohne den Beistand des kleinen Buckligen wäre der Bräutigam Alice's unfehlbar verloren gewesen.

Einige Augenblicke später befand sich Etienne außer Gefahr.

Man kann sich das Staunen der beiden Männer vorstellen, als sie ihren Freund erkannten.

Kaum zeigte aber Letzterer mit stummer Geberde auf das Haus seines Feindes, als Perrin Mauduit ausrief:

„Laßt uns fliehen! Das ist das Nest des Geiers — das ist der Schlupfwinkel, in dem der Mordgeselle des Königs sich versteckt hält!"

Jener furchtbare Name begann bereits in Paris mit Grauen genannt zu werden.

Wenden wir uns nun wieder zu der Tochter des Glöckners zurück.

Glücklich flog Alice ihrem Geliebten entgegen, der trotz der schrecklichen Ereignisse der vergangenen Nacht nur ein wenig bläßer als gewöhnlich aussah, und machte ihm sanfte Vorwürfe wegen seines Ausbleibens.

Nachdem Etienne Ferrand, der seine Braut durch die Erzählung des entsetzlichen Erlebnisses nicht ängstigen wollte, mit dem Vorwande, daß eine wichtige Arbeit ihn am vergangenen Abend zu kommen verhindert habe, sich entschuldigt hatte, begann er mit freundlichem Ernst:

„Ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen und bin aus diesem Grunde schon so früh zu Dir gekommen. Heut Morgen ließ Meister Gobelin mich rufen und sagte zu mir:

„„Etienne, zehn Jahre dienst Du in meinem Hause; Du hast stets Eifer, Verstand und Rechtschaffenheit gezeigt!""

„Wahr, sehr wahr! Das habt Ihr stets gethan — Gobelin hat Recht!" rief die alte Lisette, die Erzählung Etienne's unterbrechend.

„„Ich will Dir meine Dankbarkeit für Deine gute Führung und die Dienste, die Du mir geleistet, bewähren. Von heut ab erhältst Du von allen Gewinnsten meiner Färberei den vierten Theil.""

„Der treffliche Mann!" rief Alice.

„Wenn er hier wäre, so würde ich ihn umarmen," fuhr Lisette fort. „Wackerer Meister Gobelin, wie verehre ich Dich!"

„Hierauf," fuhr Etienne gerührt fort, „ergriff ich seine Hände und benetzte sie mit meinen Thränen. Dann erzählte ich ihm, wie sehr ich Dich liebe, Alice — und er billigte meine Liebe zu Dir. Er will uns selbst ausstatten, denn er kennt und liebt Dich, als ob Du seine eigene Tochter wärest."

„Jesus Maria!" schrie die alte Amme in leidenschaftlicher Aufwallung. „Der würdige Mann! Ich werde ihm zu Ehren sofort eine Kerze in St. Medardus anzünden. O, ich mache mich gleich auf den Weg!"

„Thue das, gute Lisette, und danke für uns Alle unserem göttlichen Beschützer — denn auch Du wirst uns niemals verlassen."

„Ist das wahr? — wirklich wahr, Ihr guten Kinder? So werde ich zwei Kerzen anzünden — das wird uns doppeltes Glück bringen!" murmelte die Alte und trippelte aus dem Zimmer, um ihr frommes Vorhaben sofort zur Ausführung zu bringen.

Als Alice mit Etienne allein war, ergriff sie die Hand ihres Geliebten und sagte, ihn zärtlich anblickend:

„Weißt Du, Etienne, daß, wenn ich Dich nicht zu gut kennte, die plötzliche Veränderung Deiner Verhältnisse mich bekümmern würde!"

„Wieso, Geliebte?"

„Du bist auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden, und ich — ich habe Nichts, als meine Liebe zu Dir!"

„Diese Liebe, Alice, möchte ich für alle Schätze der Welt nicht hingeben."

„Liebst Du mich wirklich so innig? O, so viel Glück macht mich beinahe traurig! Das Unglück ist stets so nahe dem Glück!"

„Meine theure Alice!" flüsterte der junge Mann und küßte die Hand seiner Braut.

Dieser Kuß führte das Lächeln auf die Rosenwangen Alice's zurück.

„Zum Glück," fuhr sie fort, „bist Du da und kannst mich beschützen, mich vertheidigen, namentlich — gegen Jean Garnier."

„Ja," bestätigte der junge Mann mit leidenschaftlichem Nachdruck, „namentlich gegen Jean Garnier!"

„Er drohte mir — er sagte, er wolle heut kommen und mit meinem Vater Rücksprache nehmen."

„Nicht doch! Er wird ausbleiben! Er wird endlich eingesehen haben, wie nutzlos seine Bemühungen sind! Verbanne aus Deiner reinen Seele das Bild des finsteren Gesellen. Glaube mir, daß mein letzter Streit mit ihm ihn wahrlich nicht in der öffentlichen Achtung gehoben hat, und sei überzeugt, daß er fernerhin nicht mehr wagen wird, sich Dir zu nähern."

„Möge Gott Deine Worte wahr werden lassen!" rief das reizende Kind und schmiegte ihr anmuthiges Haupt an die Brust des jungen Mannes.

„Bravo! Gut, sehr gut, meine geliebten Kinder! So wünsche ich Euch immer zu sehen! In treuem Bunde stets wie heut in wahrhafter Liebe vereint!"

Die Stimme, die sich plötzlich also vernehmen ließ, war

die des alten Glöckners, welcher soeben unbemerkt eingetreten war.

Alice fiel ihm um den Hals und umarmte ihn zärtlich.

„Guten Tag, Etienne," sagte der Glöckner und fügte dann leise hinzu: „Sie weiß doch Nichts von Deinem gestrigen Unfall."

„Nichts! — Hast Du auch Deinen Zweck erreicht?" fragte Etienne ebenfalls mit gedämpfter Stimme.

„Ja, Gott sei Dank, man hat dem alten Soldaten seinen Platz gelassen."

Alice, damit beschäftigt, ihrem Vater einen erquickenden Trunk zu bereiten, vernahm diese Unterhaltung nicht und erzählte vielmehr bald darauf freudestrahlend dem alten Glöckner, welch' ein unerwartetes Glück ihrem Geliebten zu Theil geworden.

„Meiner Treu, um so besser für Euch!" rief der alte Mauduit erfreut. „Ihr werdet um so glücklicher sein."

„O, mein Vater! Um so besser auch noch für eine dritte Person!"

„Und für wen denn?"

„Nun, mein Väterchen, für wen denn anders, als für Dich? Denn Etienne's Vermögen wird uns in die glückliche Lage versetzen, Dir, geliebter Vater, einen freundlichen und sorgenlosen Lebensabend zu bereiten."

„Sorgenlos und glücklich werde ich stets sein, wenn Ihr glücklich seid. Was hat ein alter Mann für Bedürfnisse? Die Einnahme meines kleinen Amtes reicht hin —"

„O, Du böses, böses Väterchen!" unterbrach ihn Alice.

„Reicht hin," fuhr der Glöckner fort, „um mich zu ernähren, und seid Ihr glücklich, so sind alle meine Wünsche erfüllt. Mir altem Soldaten bleibt dann nur noch der eine: Frankreich groß und ruhmreich zu sehen."

„Sobald wir verheirathet sind, giebst Du Dein Amt auf und lebst bei uns," sagte Etienne.

„Braver, guter Etienne!" rief Alice.

„Was! Ihr wollt, ich soll mich von meinem alten Glockenspiel trennen?" fragte Mauduit scherzend.

„Gewiß," fuhr Etienne fort. „Du sollst Deinen Nachfolger selbst ernennen."

„Aber was wird aus unserer guten Lisette werden?"

„O, wir haben beschlossen, daß auch die gute Lisette bei uns bleiben soll."

Bei diesen Worten überhäuften die Liebenden den alten Glöckner mit Liebkosungen. Alice nahm ihn bei dem einen, Etienne bei dem andern Arm.

„Wir haben Alles genau überlegt. Du hast lange genug gearbeitet. Jetzt, guter Vater, sollst Du Dich zur Ruhe setzen," sagte Alice zärtlich.

„Wir wollen uns nicht der Undankbarkeit schuldig machen, indem wir Dein Haus verlassen!" rief Etienne und drückte den Greis an sein Herz.

„Ihr seid gut, sehr gut, geliebte Kinder, aber ich bitte Euch, erstickt mich nicht!" stammelte gerührt der würdige Glöckner und suchte verstohlen eine Thräne zu trocknen.

In diesem Augenblick eilte die alte Lisette in der größten Aufregung herbei.

„Meister Mauduit! Meister Mauduit!" rief sie mit ängstlicher Hast. „Er ist da — er hat zu kommen gewagt!"

„Wer denn?" fragte der alte Mauduit.

„Jean Garnier!"

„Der Schuft wagt es?" rief Etienne. „Das ist ein wenig stark! Wart', ich werde —"

„Halt, Etienne!" unterbrach der Greis den ungestümen Jüngling. „Ich werde ihn empfangen — und zwar heut zum letzten Male."

„Geliebter Vater —" bat Alice zitternd und bemühte sich, ihren Vater zurückzuhalten.

„Laß Herrn Jean Garnier eintreten, Lisette!" befahl Perrin Mauduit mit ernstem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, und fügte, während Lisette gehorchte, hinzu: „Geht einen Augenblick in das Nebenzimmer, geliebte Kinder. Seid versichert, daß ich, der ich zwanzig Jahre auf Schlachtfeldern gekämpft habe, um die Ehre meines Vaterlandes aufrecht zu erhalten, auch die Ehre meiner Tochter zu wahren wissen werde! Geht also ein wenig bei Seite und beunruhigt Euch nicht weiter."

Die beiden Liebenden erfüllten seinen Wunsch. Einige Augenblicke später trat ein rothbärtiger Mann in's Zimmer, der in dem Stadtviertel St. Marcel unter dem Namen: „der Schlächter vom Berge St. Genovefa" allgemein bekannt war.

Nach dem Morde Loraffe's, der, wie es hieß, am Schlagfluß gestorben war, obwohl mannigfach eine schlimme Verdächtigung seines Nachfolgers ruchbar wurde, nahm Jean Garnier ohne Weiteres die Erbschaft seines angeblichen Vetters in Besitz.

Caget und Simon, die Gesellen des verstorbenen Meisters, durch ein erhebliches Blutgeld bestochen, bezeugten, daß sie Jean Garnier schon lange als einen nahen Verwandten Loraffe's kannten, und da er durch amtliche Beglaubigungen sich genügend ausweisen konnte, übernahm er das Geschäft seines Opfers und trat den Besitz alles Eigenthums und aller Gerechtsame desselben an.

Das Erste, was Jean Garnier demnächst that, war ein Besuch in jener Kellerwölbung, in der Loraffe seine Schätze versteckt hielt.

Der Mörder fand seine kühnsten Erwartungen übertroffen.

Mit einer verhältnißmäßig geringen Summe erkaufte er das Schweigen Cagets und Simons.

Bald gingen die Sachen wieder ihren gewöhnlichen

Gang und — man vergaß Meister Lorasse und sein plötzliches Ableben.

Die Nachbarn vermißten Garnier häufig in seinem Geschäft. War er jedoch anwesend, so machten seine abstoßenden, von dem rothen Barte halbverdeckten Züge einen so unheimlichen Eindruck, daß Niemand gern lange im Laden verweilte oder gar sich mit ihm in eine Unterhaltung einließ. Die Käufer wurden von Caget und Simon bedient, die so viel wie möglich zu betrügen suchten und auch einen großen Theil von der Tageseinnahme, die dem Meister des Abends abgeliefert werden mußte, zu unterschlagen pflegten.

Nichtsdestoweniger gab es eine Pflicht, die sie niemals zu erfüllen vergaßen, weil Garnier sie auf's Strengste dazu anhielt.

An jedem Abend, sobald die Feierglocke schlug, legten sich die Gesellen auf die Lauer, beobachteten, was auf dem Hofe der Patriarchen vorging, und prägten ihrem Gedächtniß genau das Aeußere der Leute ein, die dort ein- und ausgingen.

Am andern Morgen erstatteten sie dann Jean Garnier getreuen Bericht.

Mehrmals war Etienne den Gesellen begegnet, wenn er sich Abends nach der Wohnung des Glöckners begab. Dann stellten sie sich trunken, und der junge Mann, der jeden Streit vermied, wich ihnen aus.

Kehren wir in die Wohnung des Glöckners zurück.

„Perrin Mauduit ist allein; jetzt gilt es einen kühnen Streich!" dachte Jean Garnier beim Eintritt und begrüßte den Meister mit erkünstelter Gemüthlichkeit.

Der Glöckner von St. Medardus maß den Schlächter mit stolzen Blicken und redete ihn dann mit folgenden Worten an:

„Jean Garnier, ich kenne den Grund Eures Besuchs, Ihr braucht mich also nicht weiter zu unterrichten. Ich

erkläre Euch aber unwiderruflich, daß Ihr ein für alle Mal auf die Hand meiner Tochter verzichten müßt."

Der Schlächter warf dem alten Manne einen Wuthblick zu und spähte dann im Zimmer umher, in der Absicht, die Lage desselben und die Einrichtung des ganzen Hauses sich einzuprägen.

„Zum letzten Male also," fügte Perrin Mauduit mit erhobener Stimme hinzu, „habe ich die Ehre, Euch in meinem Hause zu empfangen!"

Inzwischen beobachtete Garnier, daß ein Fenster des Zimmers nach dem Hofe ging und daß man in dieses leicht über eine kleine Mauer, die ihn von der Straße trennte, gelangen konnte.

„Nun? Habe ich deutlich gesprochen?" rief der Vater Alice's ungeduldig.

„Deutlich genug! Dennoch denke ich daran, ob es nicht möglich wäre, Euren Entschluß zu erschüttern!" antwortete Jean Garnier. „Jedenfalls möchte ich doch wenigstens um Angabe der Gründe bitten, die Euch veranlassen, meine Bewerbungen so entschieden zurückzuweisen."

„Hat meine Tochter sie Euch nicht genannt?"

„Allerdings, aber ich möchte nicht die Gründe Eurer Tochter wissen, sondern die Eurigen."

„Alice liebt einen Anderen, dem sie und ich das Jawort gegeben. Das mag Euch genügen!"

„Die Entschiedenheit, mit der Ihr mich abweiset, und vor Allem der Ton, in dem es geschieht, lassen mich vermuthen, daß Ihr noch aus einem besonderen Grunde gegen mich eingenommen seid."

„Das ist meine Sache! Ich denke, wie viele Andere," erwiederte Mauduit.

„Darf ich fragen, was Ihr denkt?"

„Zum Teufel, fragt Euer eigenes Gewissen!"

„Ich hielt Euch für einen Mann, der nicht jeder Ver-

leumdung Glauben ſchenkt. Sagt mir es offen, was man von mir will!"

„Die öffentliche Meinung iſt gegen Euch, Jean Garnier! Eure Verhältniſſe ſind dunkel, man weiß nicht, was Ihr treibt!"

Dieſe Worte machten den Metzger vom Berge St. Genovefa einen Augenblick beſtürzt. Er fürchtete erkannt zu ſein. Aber er beherrſchte ſchnell dieſe augenblickliche Verwirrung und rief lachend:

„Was kann an mir dunkel ſein? Ich bin der Metzger vom Berge St. Genovefa, ich treibe ein offenes, der ganzen Stadt bekanntes Gewerbe — ich kann Jedem ehrlich in's Geſicht ſehen."

„Eure Vergangenheit kennt Niemand. Seit dem Tode Eures Vetters Loraſſe lebt Ihr allein, ohne Verwandte, ohne Freunde. Ihr ſeid öffentlich tödtlich beleidigt worden, und habt dennoch keine Klage beim Gericht angeſtrengt, Euch auf keine Art von dem furchtbaren Verdacht gereinigt, den man öffentlich gegen Euch ausgeſprochen."

„Ich kümmere mich wenig um Beleidigungen, die aus Neid und Mißgunſt hervorgehen!" erwiederte Garnier mit höhniſchem Lächeln.

„Und ich gebe meine Tochter keinem Mann, der ſich nicht der öffentlichen Achtung erfreut. Jetzt, Jean Garnier, glaube ich genug geſagt zu haben."

„Alſo Ihr gebt Eure Tochter lieber einem armen Teufel, einem — Baſtard!"

„Ja, ich gebe meine Tochter lieber einem Manne, der außer der Ehe geboren, aber rechtſchaffen iſt, als einem reichen — Schurken!"

Jean Garnier vermochte den Ausbruch ſeiner Wuth nicht mehr zurückzuhalten.

„Höre, Mauduit," rief er, „ich liebe Deine Alice! Ohne ihren Beſitz hat das Leben keinen Reiz für mich.

Gieb mir freiwillig ihre Hand, oder — ich werde ſie mir zu nehmen wiſſen!"

„Ihr droht mir! Wahrlich, Eure Drohungen flößen mir Mitleid ein."

„Meiſter Mauduit, Ihr ſeid arm, alt und gebrechlich; weiſet dieſem Etienne Ferrand die Thür — und an meinem Hochzeitstage gebe ich Euch die Hälfte meines Vermögens."

„Elender!" rief der Glöckner, „Du wagſt es, mir den Antrag zu ſtellen, daß ich Dir meine Tochter verkaufen ſoll!"

„Ich mache Dir nur den Antrag, für Dein und Deiner Tochter Lebensglück ſorgen zu wollen."

„Du hältſt mich alſo für feige genug, um ſolch' eine Sprache gegen mich zu wagen! Zum Teufel mit Dir! Fort aus meinem Hauſe!"

„Gemach, Meiſter Mauduit — beſänftigt Euch!" erwiederte grimmig lächelnd der Schlächter.

Der höhniſche Ton, mit dem Garnier dieſe Worte ſprach, erbitterte den Greis noch mehr.

„Jean Garnier, ich bin Herr in dieſem Hauſe und befehle Dir noch einmal, ſeine Schwelle zu verlaſſen."

„Ich werde nicht eher gehen, Mauduit, als bis Du die Einwilligung zu Deinem eigenen Glück gegeben haſt."

„So werde ich Gewalt anwenden müſſen! Vorwärts, Mauduit, alter Soldat, Du wirſt wieder einmal zur Waffe greifen müſſen!"

Mit dieſen Worten ſprang der Glöckner empor, riß einen Degen von der Wand und rief dem Metzger, auf die Thür weiſend, zu:

„Fort aus meinem Hauſe! Oder ich ſtoße Dich wie einen Hund nieder!"

„Wenn ich es wäre, der Dir den Garaus machte," dachte Garnier, „ſo wäre ein Hinderniß weniger. Alſo vorwärts, ohne Zaudern!"

Er trat dem Glöckner einen Schritt entgegen. Doch

plötzlich schien sein Gedankengang eine andere Richtung einzuschlagen und er rief:

„Wohlan, ich gehe — ich habe Mitleid mit Deiner Schwäche. Einfältiger Greis, Du wagst mir zu drohen, während ich Dich mit einer Bewegung entwaffnen könnte!"

Bei dieser Aeußerung wallte das Blut des alten Soldaten auf.

„Mich entwaffnen!" schrie er. „Feiger Schurke, wage diese Waffe zu berühren! Heraus mit Deinem Degen, oder ich steche Dich nieder! Jean Garnier, vertheidige Dich — vertheidige Dich — gegen einen — Greis!"

„Du willst es also!" rief der Schlächter und zog den Degen aus der Scheide. „Wohlan, Du hast Dein Unglück gewollt!"

In demselben Augenblick stürzte Etienne mit der Schnelligkeit des Blitzes in das Zimmer, entriß den Händen Mauduits die Waffe und rief:

„Dieser Platz ist mein!"

Bei dem Anblick des unerwarteten Gegners trat der Mörder Loraffe's überrascht zurück.

„Mein Vater! — Etienne!" rief Alice und stürzte zwischen die Kämpfenden.

Jean Garnier schwieg abwartend; aber wohl erkennend, daß eine längere Zögerung ihm verderblich werden könnte, sagte er jetzt, während sich in seinen Zügen der Ausdruck der tiefsten Verachtung wiederspiegelte:

„O, beruhigt Euch, mein Fräulein! Euren schönen Augen zu Liebe werde ich den Bastard schonen!"

Wüthend stürzte Etienne auf seinen Gegner und schlug ihm den Degen aus der Hand.

„Verwünscht!" rief der Metzger und erbleichte, entsetzt den Todesstreich erwartend.

Jean Garnier war die Großmuth einer edlen, jugendlichen Seele unbekannt.

Mit gekreuzten Armen stellte sich der Arbeiter ihm gegenüber und betrachtete ihn mitleidig.

„Du wolltest den Bastard schonen, und jetzt ist er es, vor dem Du zitterst!" rief er. „Ja, ich begreife wohl — Du hättest lieber gegen den Greis gefochten; die Hand des alten Soldaten wäre vielleicht weniger sicher gewesen, als die des jungen Arbeiters. Feiger, elender Mensch!"

Jean Garnier blieb unbeweglich.

Etienne packte ihn jetzt mit gewaltigem Griff.

„Auf die Knie, Schurke! Auf die Knie vor dem Vater, den Du beleidigt hast, indem Du ihm die Tochter abkaufen wolltest! Auf die Knie vor dem ehrlichen Bastard!"

Bleich und zitternd vor Wuth mußte sich Jean Garnier unter der Eisenfaust Etienne's krümmen. Dann öffnete der wackere Färber die Thür und stieß mit einem Fußtritt den Verfolger seiner Braut hinaus.

In der folgenden Nacht fand in der Wohnung des Glöckners ein furchtbares Ereigniß statt, in Folge dessen viele Thränen vergossen werden sollten.

IX.

Ein Blick auf die Vergangenheit.

Zur Zeit, in der diese Geschichte spielt, war Frankreich, das sonst trotz aller inneren Unruhen stets das kriegerische Banner hoch emporgetragen hatte, in Schmach und Ruchlosigkeit versunken.

Die Geschichtswerke jener Zeit haben den Zustand des unglücklichen Landes unter Karl IX. getreu gezeichnet.

Im Interesse unserer Erzählung selbst wollen wir dieses Bild nach glaubwürdigen Quellen wiedergeben.

„Es gab nicht mehr den alten, strahlenden Thron Karls des Großen; es gab nicht mehr jenes leuchtende Wappenschild der Schlachten, das während des Friedens mit den Guirlanden der Minnesänger bedeckt war. Weichlichkeit und Wollust hatten die Sitten der ganzen Nation verderbt.

„Das einst so geräuschvolle, kriegerische Leben hatte einer dumpfen Erschlaffung Platz gemacht. Der Adel erwachte nicht mehr am frühen Morgen bei dem Schall der Trompete — er schlummerte am hellen Tage. Die vornehme Jugend war beinahe stolz auf ihre Trägheit.

„Zum feinen Ton gehörte es, nach Tische ein Schläfchen auf seidenem Divan zu halten und von Liebesgeschich-

ten zu träumen. An den Ruhm des Vaterlandes dachte Niemand.

„Die Kirche diente nicht mehr zur Andacht, sondern zum Stelldichein, und der Altar wurde der Kuppler der Sinnlichkeit.

„Die Schmarotzer des Hofes schmeichelten den Leidenschaften der Fürsten und hatten ihr Augenmerk nur auf die Verführung der Unschuld gerichtet.

„Mitten in dieser Welt der Genußsucht und der Trägheit zeigten sich die Reformirten, die niemals den Kampf aufgegeben, niemals das Panzerhemde abgelegt hatten. Ihr Dasein bildete einen rauhen Gegensatz zu der allgemein herrschenden üppigen Trägheit. Obwohl sie mit Blut und Thränen einen Waffenstillstand besiegelt hatten, so erwarteten sie doch mit jedem Augenblick die Erneuerung des Kampfes."

Ja, dieser Augenblick, den sie ahnten — er war nahe. Catharina von Medici sollte ihn heraufbeschwören.

Man erinnert sich, daß die Königin Mutter im Anfang unserer Erzählung einen nächtlichen Besuch bei dem Alchymisten René machte.

In jene geheimnißvolle Wohnung wollen wir unsere Leser einführen.

Man gelangte durch einen Gang hinein, der einen Halbkreis bildete.

Mehrere Thüren führten von hier aus in das Innere; die Thür zur Rechten in das Laboratorium des Alchymisten, eine Thür daneben in sein Wohnzimmer.

Oeffnen wir die letztere und schreiten wir durch ein mit Phiolen und Retorten gefülltes Gemach.

In dem Wohnzimmer saßen zwei Personen vor einem Tisch, der mit Folianten und Pergamenten, die aus den Bibliotheken der Mönche stammten, bedeckt war.

Die beiden Personen waren von gleichem Alter.

Bayerische Staatsbibliothek München

Langes weißes Haar wallte auf ihre Schultern hernieder. Sie waren mit sammetnen, pelzverbrämten Talaren bekleidet.

Der Alchymist hatte ein knochiges, hartgeschnittenes Gesicht, dessen kleine, runde Augen listig, wie die eines Marders blinzelten.

Des Anderen hohe Gestalt schien mehr vom Kummer, als vom Alter gebeugt zu sein. Seine Stirn war mit Runzeln bedeckt, tief in ihren Höhlen ruhten die Augen und versandten einen erloschenen matten Strahl.

Er hieß Hieronymus Touchet und war der Vater der ehemaligen Geliebten des Königs.

Die beiden Greise waren Jugendfreunde, hatten in Orleans denselben Beruf erlernt und tauschten jetzt unter einander die Erinnerungen an die schönen Tage ihres Lebensfrühlings aus, der weit, weit hinter ihnen lag.

Mit freudiger Erinnerung gedachten sie ihrer frühesten Jugend. Als sie aber in ihren Erzählungen weiter gelangten und von ihrem späteren Lebenswege sprachen, der reich an schlimmen Erfahrungen und harten Schicksalsschlägen war, verfinsterten sich ihre Mienen und ihre Stimmen wurden ernster.

„Ich habe mein Glück im Dienste der Mächtigen gemacht!" sagte René lächelnd.

„Die Mächtigen haben mich zu Grunde gerichtet!" rief Touchet mit Bitterkeit.

„Ich habe den Muth gehabt — mich vor der Größe zu beugen, mein alter Freund!"

„Ich hatte ein Gebäude aufgeführt, mühsam Stein bei Stein — das Gebäude, welches das Glück meines einzigen Kindes begründen sollte! Ein König hat mir die Tochter geraubt!"

Nach einigen Augenblicken des Schweigens, in denen er seine Thränen trocknete, fuhr der Greis fort:

„Jedenfalls, mein Freund, danke ich Dir für die Gastfreundschaft, die Du mir so großmüthig gewährst!"

„Weshalb dankst Du mir, Hieronymus? Es ist für mich so süß, bisweilen ein wenig Gutes zu thun, zum Ersatz für manches Böse, das ich habe geschehen lassen. Waren wir nicht in unserer Jugend die treuesten Freunde und uns gegenseitig mit gleicher Innigkeit ergeben?"

„Gewiß, das waren wir — und ich danke Dir dafür, René, daß Du diese Freundschaft bis heute mir erhalten hast, indem Du mir hilfst, das Werk meiner Rache zu vollbringen."

Bei diesen Worten ergriff Hieronymus eine kleine Büchse, die auf dem Tisch stand, drehte sie zwischen den Fingern und betrachtete sie mit einem freudig funkelnden Blick, der seltsam gegen den sonst so matten Glanz des halb erloschenen Auges abstach.

Die Büchse enthielt einen Teig, den Hieronymus mit René's Hülfe in dem Laboratorium angefertigt hatte.

„Es wird sich jetzt nur noch darum handeln," sagte der alte Touchet, „auf welche Art dies Geschenk an seinen Bestimmungsort befördert werden soll."

„Das wird nicht schwer sein," bemerkte René. „Du wirst nur ein wenig vorsichtig sein müssen."

„O, sei ruhig, mein alter Freund; ich würde lieber sterben, als Dich zum Lohn für Deine Treue einer Gefahr aussetzen!"

„Karl IX. leidet häufig, wie Du weißt, an furchtbaren Krampfanfällen."

„Ja wohl — ich weiß es!"

„Botali, sein Arzt, beschäftigt sich damit, neue Heilmittel aufzusuchen."

„Nun, und —?"

„Nun, bei der ersten Gelegenheit — sie wird, wie

ich hoffe, nicht lange auf sich warten lassen, nöthigenfalls werde ich sie herbeirufen — wirst Du diese Büchse dem Doktor Botali übergeben —"

„Und an demselben Abend verlasse ich die Hauptstadt."

„Potz Blitz, das scheint mir beinahe nöthig — wenn Du nicht etwa vorziehst, am andern Morgen gerädert zu werden."

„Ich will nicht eher diese Welt verlassen, bis ich eine Verpflichtung erfüllt habe, die ich als eine heilige Lebensaufgabe betrachte," sagte langsam und feierlich der alte Touchet.

„Sei nur geduldig, mein alter Freund, nach einigen Tagen wird Dein Wunsch erfüllt werden."

„Wirklich! Und wo?"

„Im Thurm der Astrologen."

„In jenem düsteren Gebäude, das die Königin Mutter beinahe in jeder Nacht besucht?"

„Eben daselbst."

„Und meinst Du, die Gelegenheit werde sich sicher darbieten."

„Botali wird sich an den geheimnißvollen Zauberkünsten betheiligen, die dort bald vollzogen werden sollen, damit —"

Der Alchymist wurde mitten in dem Satz durch das Eintreten eines Dieners unterbrochen, der die Meldung brachte, daß eine verschleierte Dame Hieronymus Touchet zu sprechen wünsche.

„Mich?" rief der Greis erstaunt.

„Ja, Messire — die Dame will Euch allein sprechen," antwortete der Diener.

„Laßt sie eintreten," sagte der Alchymist, erhob sich langsam von seinem Platze und entfernte sich mit den Worten: „Solltest Du meiner bedürfen, so rufe nur — ich komme sofort herbei aus dem Nebenzimmer."

Die Thür öffnete sich und der Diener führte die verschleierte Dame herein.

Bei ihrem Anblick empfand Hieronymus Touchet eine seltsame Unruhe, ohne sich von der Ursache Rechenschaft geben zu können

Er wies auf einen Sessel, und als die Dame sich niedergelassen hatte, fragte er mit ehrerbietiger Höflichkeit nach ihrem Namen und Begehr.

Statt jeder Antwort nahm die Dame ihre Maske ab.

Hieronymus erkannte seine Tochter.

Es war in der That Marie, die von Maurevel den Aufenthalt ihres Vaters erfahren hatte.

Der Greis erbleichte und wollte mit zorniger Geberde sich zurückziehen.

„Bleibe, mein Vater — bleibe, ich bitte Dich darum!" rief Marie und ergriff seine Hand.

„Unseliges Kind, verlaß mich! Was willst Du von mir? Verlaß mich!" rief Touchet und suchte ihre Arme, mit denen sie voll kindlicher Zärtlichkeit ihn umschlingen wollte, von sich abzuwehren.

„Nein, geliebter Vater! Ich habe den Muth gehabt, Deinem Zorn zu trotzen — Du mußt mir Gehör schenken!"

„Fühlst Du nicht, daß bei Deinem Anblick meine Stirn vor Scham erröthen muß?"

„Ich bin nicht mehr die Geliebte des Königs — ich bin ein reuiges, unglückliches Weib!" antwortete Marie und ein tiefer Schmerz klang in ihrer Stimme wieder, der zum Vaterherzen drang. „Verzeihe mir! Habe Mitleid mit mir!"

Der alte Touchet fühlte sich in tiefster Seele erschüttert bei den letzten Worten der Tochter, die er trotz ihrer Vergehen innig liebte.

Er sank unwillkürlich auf einen Sessel und fragte, seine Rührung so viel als möglich verbergend:

„Was willst Du von mir? Sprich!"

„Vor wenigen Tagen," begann Marie, ebenso tief erschüttert, wie ihr Vater, „begegnete ich Dir und — alle Fibern meines Herzens erbebten —"

Der Greis schüttelte ungläubig das Haupt.

„O, zweifle nicht an der Wahrheit meiner Worte! Der Anblick eines Vaters ist wohl im Stande, entschlummerte Gefühle in der Seele seines Kindes zu erwecken!"

„Waren denn diese Gefühle nicht ganz in Dir erstorben mit jenem Tage, an dem Du das väterliche Haus verließest, um Dich in die Arme der Sünde und des Verbrechens zu stürzen?"

Marie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und rief schluchzend:

„Verzeihung, geliebter Vater, für alles Böse und für allen Kummer, den ich Dir verursacht habe!"

„Die Schande meines Hauses kann mit keiner Reue verlöscht werden — meine Lippen vermögen nicht den Fluch zurückzunehmen."

„Ja, es ist wahr, ich bin ein Weib, das den Fluch seiner Eltern trägt! Die Leidenschaften haben mich verderbt — ein grenzenloser Ehrgeiz hat mich verführt! O, mein Vater, mein Vater! Erbarme Dich meiner Reue und meiner Thränen!"

„Diese Thränen sind nicht die Thränen — die blutigen Thränen, die ich vergossen habe!"

„Demüthig auf den Knieen flehe ich Dich an, mir Dein väterliches Haus zu öffnen, als Deine Magd mich darin aufzunehmen —"

„Niemals! Der Schatten Deiner tugendhaften Mutter würde an meinem reinen Herde Dich nicht dulden, wenn mir der Muth fehlte, Dich fortzuweisen!"

„O, Du bist unbarmherzig!"

„Wenn das Kind meines Fluches kein anderes Ziel im Auge hat, als Vergebung für ein Vergehen, das ich nie

vergeben kann — so mag es von mir weichen! Sein Vater befiehlt es! Lebe wohl!"

Marie Touchet war schmerzgebeugt vor ihrem Vater auf die Knie gesunken; sie berührte mit dem Antlitz die Erde und die dunkle Nacht ihres üppigen Haares ergoß sich zu den Füßen des Greises.

Jetzt erhob sie sich gesammelt und sprach:

„Ich hatte noch einen anderen Zweck, als ich hierher kam. Höre mich an. — Meine Mutter war katholisch und erzog mich in den Grundsätzen ihres heiligen Glaubens; Du, mein Vater, bist Hugenotte —"

„Schweig, Unselige!" rief Hieronymus und blickte ängstlich umher.

„Du bist Hugenotte," fuhr Marie fort, „und ich komme, um Dir zu sagen: fliehe aus Paris, denn blutige Ereignisse sind im Anzuge."

„Dein Rath wird so treulos sein, wie Deine erheuchelte kindliche Liebe. Ich bedarf Deines Rathes nicht! Verlaß mich! Hinweg!"

„Selbst wider Deinen Willen, theurer Vater, werde ich Dich vor den Gefahren schützen, von denen die Bekenner der reformirten Religion bedroht sind."

„Du willst mich schützen, Du, die Du meinen Namen erniedrigt, meine Ehre in den Staub getreten hast! Nein, in Dir ist jede edlere Regung des Herzens erstorben! Du lügst heute, wie Du — immer gelogen hast!"

„Lügen! In diesem Augenblick! Halte mich nicht für so schlecht, Du unversöhnlicher Vater! Dein Leben schwebt in Gefahr, und ich will es retten!"

„Vergebliches Mühen! Wenn die Vorsehung mir es auferlegt, den bitteren Kelch bis zur Hefe zu leeren, so ist es Deine Sache am wenigsten, ihn von meinen Lippen zu entfernen. Fort von mir!"

Marie antwortete nicht. Starr hielt sie die Blicke auf

ihren Vater gerichtet, der seine letzten Worte mit einer gebieterischen Geberde begleitete.

Plötzlich änderte sich der verzweifelte Ausdruck ihrer Züge und sie rief erbittert:

„Gut! Dem sei wie ihm wolle! Mag ich entartet, gesunken sein, immerhin bist Du es, der mich in den Abgrund der Schande gestürzt hat."

„Elende Lügnerin! Schämst Du Dich nicht, Deinem unglücklichen Vater eine so schmachvolle Unwahrheit in's Gesicht zu schleudern!" rief Hieronymus und heftete auf Marie einen Blick, der die ganze Verachtung einer tugendhaften Seele vor der Unwürdigkeit und dem Laster wiederspiegelte.

„Ich habe die Wahrheit gesprochen," fuhr Marie fort. „Hast Du nicht in meiner frühesten Jugend Dich bemüht, mich den Armen eines Greises zu überliefern?"

Bei dieser Anklage wurde Hieronymus wie von einem Schwindel gepackt. Unwillkürlich griffen die abgemagerten, welken Hände nach dem Dolch, der auf dem Tische lag. Er zückte ihn.

Marie blieb unbeweglich stehen.

Aber der Zorn des Greises machte plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, sanfteren Empfindungen Platz. Er warf die Waffe weit von sich und Thränenströme flutheten über seine ehrwürdigen Wangen.

„Sollte ich Dir Unrecht thun," rief die junge Frau, von diesem Ausbruch der Verzweiflung gerührt, „so unterrichte mich von der Wahrheit, mein Vater!"

Hieronymus trocknete seine Thränen, bewältigte den Schmerz, der in den Tiefen seiner Seele gewühlt und sprach:

„Der alte Edelmann, dem ich Deine Hand zusagte, hatte mir einen jener Dienste geleistet, denen man durch keine That der Dankbarkeit genügende Vergeltung zollen

kann! Indem ich ihn mit Dir verband, wollte ich einen Theil meiner Schuld abtragen — zumal er den Bastard Deines verstorbenen Liebhabers an Kindesstatt anzunehmen sich entschloß."

„Den Bastard meines verstorbenen Liebhabers!" unterbrach Marie ihren Vater mit gellender Stimme. „Warst Du es nicht, der Raoul d'Altenay aus dem Wege räumen ließ?"

„Ich? Gott ist mein Zeuge, daß selbst der Gedanke dieses Mordes niemals meine Seele befleckt hat!"

„Aber die Thatsache des Verbrechens steht doch fest! Der Mord Raouls war es, der mich aus dem Vaterhause vertrieb und Den fliehen ließ, dem ich das Leben verdanke. Dies Verbrechen warf mich in die Arme des Königs Karl."

„Raoul d'Altenay," fuhr Hieronymus mit derselben Ruhe fort, „wurde von einem Elenden ermordet, der damals in der Vorstadt von Orleans wohnte."

„Und wer war dieser Elende?"

„Er liebte Dich ebenfalls."

„Maurevel! — Maurevel ist der Mörder meines Geliebten?"

„Ja, Maurevel ist es! Ich erfuhr seine ruchlose That, als Du mein Haus verlassen und mein Herz sich von Dir losgesagt hatte."

Eine plötzliche Umwandlung ging in der Seele Marie's vor — eine neue Welt von Gedanken wogte in ihr.

Sie sank auf die Knie.

„Mein Vater," rief sie mit einer so sanften Stimme, daß ihr Klang rührend zum Ohre des Greises tönte, „ein unseliges Geschick hat mein Leben vernichtet! Willst Du Deiner unglücklichen, erniedrigten und reuigen Tochter Deine Hand verweigern?"

Hieronymus dachte einen Augenblick schweigend nach und sprach dann, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, langsam und feierlich:

„Mein Herz wird seinen Fluch zurücknehmen an dem Tage, an welchem ich meine Rache vollendet habe."

„Was willst Du damit sagen?"

Hieronymus Touchet wollte antworten, als die Thür, die nach dem Laboratorium ging, sich plötzlich öffnete.

Ein verstörtes Gesicht erschien.

„Die Königin Mutter! Flieht, flieht!" flüsterte René, der Alchymist, mit gedämpfter Stimme.

Dann zeigte er auf eine Seitenthür des Zimmers und fügte hinzu:

„Dort, dort gehet hinein — mein Diener wird Euch den Blicken Eurer Feindin verbergen!"

Wir haben kaum nöthig zu erklären, daß René Alles gehört und daß seine geheimen Verbindungen mit dem Hofe ihn schon lange mit der Geliebten des Königs bekannt gemacht hatten.

Kaum war Marie verschwunden, als Catharina von Medici eintrat. Neben ihr lief schnuppernd einer von den zierlichen Windspielen, die Karl IX. besonders liebte und immer um sich zu haben pflegte.

Mit folgenden Worten zeichnet Brantôme Catharina und ihren Hofcirkel:

„Den Hofdamen Catharina's stand es durchaus frei, Venus oder Diana als Schutzgöttin zu wählen: die Königin verlangte nur Weltklugheit und Beobachtung der äußerlichen Form. Um die schönen Umrisse ihres Beines zu zeigen, erfand die wollüstige Italienerin die Mode, beim Aufsteigen auf den Zelter ein Bein auf den Sattelknopf zu legen. Vor dem Gebrauch der seidenen Strümpfe, der von ihr bei dem französischen Hofe eingeführt wurde, pflegte man die Beine mit leinenen oder wollenen Stoffen zu bekleiden.

„Trotz ihres Alters war Catharina schön, groß und von gebieterischem Wesen, dem sie, wenn sie wollte, den Ausdruck einer anmuthigen Hoheit verleihen konnte. Sie

herrschte unwillkürlich über alle Personen, die sich ihr nä=herten."

Einen so tiefen Haß auch Hieronymus Touchet gegen die Verfolgerin der Hugenotten hegte, konnte er dennoch bei ihrem Anblick unwillkürlich des Eindrucks ihrer bedeutenden Erscheinung sich nicht erwehren.

„Wer ist der Mann?" fragte Catharina, die Stirn runzelnd beim Anblick des ihr unbekannten Greises.

„Ein guter Katholik," antwortete René ohne Zaudern, „ein Freund, den ich aus Burgund habe zu mir kommen lassen, woselbst er den geheimen Künsten oblag."

„Ich danke Dir, René, für den Gehorsam, mit dem Du meine Befehle vollzogen. Ich kann also in seiner Ge=genwart sprechen?"

„Mit voller Sicherheit, Königin!"

Wir wollen über die Unterhaltung der drei Personen, die jetzt stattfand und Ereignisse betrifft, deren Zeugen wir später sein werden, hinweggehen und nur das Eine anfüh=ren, daß sie sich mit den Maßregeln beschäftigte, die man ergreifen müßte, um den König zu einem letzten entscheiden=den Schritte gegen die Hugenotten zu bewegen.

„Endlich," sagte Catharina, „endlich naht der Augen=blick, da jedes Hinderniß, das meiner Macht im Wege steht, beseitigt sein wird."

Plötzlich unterbrach ein schriller Ton die Stille.

Die Königin Mutter fuhr zusammen und blickte un=ruhig umher.

„Wir werden belauscht!" rief sie und ihre finsteren Brauen zogen sich drohend zusammen.

„Unmöglich, Königin!" antwortete René. „Das Ge=räusch, das Ihr gehört habt, ist nicht das einer menschlichen Stimme. Es wird in meinem Laboratorium ein Gegenstand heruntergefallen sein."

Aber der Hund, der bis dahin zu den Füßen der Kö=

nigin Mutter lag, schien die Worte des Alchymisten René Lügen strafen zu wollen.

Er spitzte die Ohren, sprang gegen eine Thür, die halb durch eine Tapete verdeckt war und begann eine Ritze derselben unruhig unter häufigem Bellen zu umschnuppern.

„Es ist Jemand im andern Zimmer! Oeffne!" befahl Catharina.

„Meine unglückliche Tochter!" dachte Hieronymus pochenden Herzens.

René beeilte sich, den Befehlen der Königin Mutter zu gehorchen.

Er öffnete die Thür.

Das Zimmer war leer.

Catharina, bis dahin voller Argwohn, prüfte jetzt mit forschendem Blick die Züge der beiden Greise; aber die Ruhe, die auf denselben herrschte, gab ihr das Gefühl der Sicherheit zurück.

Das kleine Windspiel benutzte diesen Augenblick, sprang auf den Tisch und verschlang ein Stück von der Pastete, die in der erwähnten, unvorsichtig von Hieronymus offen gelassenen Büchse sich befand.

René allein bemerkte diesen Zwischenfall und vertauschte schnell wie der Blitz die Büchse mit einer andern, die er in der Tasche seines Talars trug.

Es war hohe Zeit; denn schon wurde das Windspiel von Krämpfen befallen.

Einige Augenblicke später starb das Thier unter furchtbaren Qualen.

Entsetzt glaubte Catharina den geheimen Plan René's zu durchschauen.

„Diese Pastete war vergiftet!" rief sie mit finsterer Miene.

Hieronymus Touchet erblaßte.

„Königin, haltet Ihr mich für fähig, ein freventliches

Spiel mit der Würde Eurer Majestät zu treiben?" antwortete der Alchymist kaltblütig.

„Aber der Beweis liegt auf der Hand!"

„Ich weiß nicht, welchem Umstande ich den Tod des Hundes zuschreiben soll; jedenfalls ist er in meinem Hause nicht vergiftet worden!"

„Was bürgt mir für die Wahrheit meiner Worte?"

René nahm ein Stück von dem süßen Teig und verzehrte es, während er den Blick ruhig auf das Antlitz der Königin gerichtet hielt.

Diese That beschwichtigte den Argwohn Catharina's.

In demselben Augenblick verständigte sich der Alchymist durch eine verstohlene Geberde mit seinem Freunde.

Als die Königin Mutter die Schwelle des Hauses verließ, um in die draußen wartende Sänfte zu steigen, rief sie dem Alten zu:

„Zum Thurm der Astrologen! Ich werde Euch dort erwarten."

Eine Stunde später begab sich Marie Touchet nach ihrer Wohnung und ließ den Admiral Coligny um eine Unterredung bitten.

X.

Im Wirthshause.

Als Karl IX. einige Jahre früher sein Reich durchreiste, hatte er zu Bayonne eine Unterredung mit seiner Schwester Isabella von Spanien.

Im Laufe dieser Zusammenkunft faßte er, von seiner katholischen Schwester angestachelt, den Plan, alle Häupter der reformirten Religion aus dem Wege zu räumen.

Man sieht, der König von Frankreich theilte im Grunde die Anschauungen seiner Mutter, und es fehlte ihm nur ihre Entschlossenheit, um sie zu verwirklichen.

Eilen wir jedoch den Ereignissen nicht voraus und werfen wir lieber einen Blick auf einige macchiavellistische Thaten, deren sich Karl bereits früher schuldig gemacht hatte.

Nach der erwähnten Reise waren die Provinzen nichts weniger als beruhigt.

Condé und Coligny, die in Folge ihrer entschiedenen Weigerung, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, das gewöhnliche Loos der Besiegten fürchteten, hatten beschlossen, sich der Person des Königs zu bemächtigen.

Dies war jedoch keine leichte Sache, denn der Monarch reiste stets in der Begleitung seiner schweizerischen Garde.

Der Handstreich der Hugenotten verunglückte und Karl kehrte unversehrt in die Hauptstadt zurück.

Jetzt galt es für Karl IX., eine blutige Rache zu nehmen.

Der Sohn Catharina's suchte nach einer Gelegenheit und fand sie in der Schlacht bei St. Denis, in der die hugenottischen Empörer vom Connetable Anne de Montmorency niedergemetzelt wurden, welcher Letztere selbst dem Dolche eines Schotten erliegen sollte.

Der Herzog von Anjou, ein Bruder des Königs, ergriff das Schwert Montmorency's und führte lange Zeit die Truppen zum Siege. Aber er vergaß in der Stunde des Triumphes, daß er seine Hand nur in das Blut der Kinder Frankreichs tauchte.

Die Erfolge des Herzogs von Anjou verliehen ihm so viel Ruhm und Ansehen, daß der König eifersüchtig wurde und sich einbildete, sein Bruder verfolge nur den Zweck, ihn selbst vom Throne zu stoßen.

Diesmal holte Karl IX. den Rath seiner Mutter nicht ein.

Der Bruder beschloß den Mord des Bruders.

In einer rauhen Septembernacht standen zwei, in dichte Mäntel gehüllte Männer in der Nähe der Zugbrücke des Louvre und unterhielten sich leise flüsternd mit einander.

Es war spät in der Nacht.

„Werda!" rief die Schildwache, indem sie die beiden Schatten bemerkte.

„Frankreich und Valois!" antwortete Karl IX. und setzte sein Zwiegespräch mit Maurevel fort.

Eine Stunde später suchte der Mordgehülfe des Königs seinen Freund Serlabous in einer Schenke der Judenstraße auf.

Bald darauf machten Beide sich auf den Weg und versteckten sich hinter der Mauer des Kirchhofes des Innocences.

Von Zeit zu Zeit steckte Maurevel den Kopf durch die Thür des Beinhauses und sah nach der Richtung der Straße St. Denis.

„Aber weißt Du auch sicher, daß er heut Abend vorübergeht?" fragte Serlabous ungeduldig.

„Wie viel ist die Uhr?" entgegnete Maurevel.

„Die Glocken haben schon seit länger als drei Stunden zum Feierabend geläutet."

„Wohlan, in jeder Nacht um zwölf Uhr kehrt der Herzog von Anjou von den Ruggieris zum Louvre zurück.

„Ah, so — das ist etwas Anderes! Pflegt er allein zu gehen?"

„Schwachkopf, wer wird so thöricht sein, sich begleiten zu lassen, wenn er nicht dem Könige verkauft sein will."

„Es handelt sich also um ein Staatsgeheimniß?"

„Freund Serlabous, Du machst viel unnütze Fragen. Schweig' und grüble nicht! Dein Lohn ist sicher!"

„Aber was werden wir mit dem Leichnam machen?" begann Serlabous nach einer Pause, die nach Maurevels letzten Worten entstanden war.

„Es giebt genug ungelöschten Kalk im Beinhause — und ein Grab ist gar schnell gegraben. Sieh' nur — da hinten gähnt ein offenes — die Hacke des Todtengräbers liegt auf der Böschung."

Maurevel schwieg und fuhr mit scharfem Auge durch das Dunkel der Nacht zu spähen fort.

„Aufgepaßt!" rief er plötzlich mit leiser Stimme. „Ich höre Schritte von ferne."

Serlabous zog den Dolch und lauschte.

Gleich darauf erschien ein Mann an der Biegung der Mauer und näherte sich dem Versteck der Mörder.

Maurevel und Serlabous stürzten auf den Ankommenden zu; sie hatten den Herzog von Anjou an seiner verbrämten Mütze erkannt.

In demselben Augenblick folgte eine zweite Person, deren Gesicht von einem dichten braunen Bart verhüllt war.

Der Hülferuf des Herzogs beflügelte den Schritt des Edelmannes.

„Beim heiligen Kreuz!" rief er. „Geliebter Vetter, hauen wir diese Schurken in Stücken!"

Und mit gezücktem Schwert warf er sich den Meuchelmördern entgegen.

Von seiner ersten Bestürzung sich erholend, griff auch der Herzog zur Waffe.

In demselben Augenblick entflohen die Banditen und verschwanden hinter den Gräbern des Kirchhofes.

Wir werden später erfahren, mit welcher Dankbarkeit der Bruder Karls IX. dem Prinzen von Navarra für diese Lebensrettung zu zahlen wußte.

Kehren wir nach der Vorstadt St. Marcel in das Wirthshaus zurück, in dem der verkappte Bettler jene verhängnißvolle Bestellung an Etienne Ferrand ausgerichtet hatte.

Diese gastliche Stätte wurde von Arbeitern und Krämern der Vorstadt mit Vorliebe besucht.

Der Wirth, Meister Loysel, war allgemein bekannt und bei seinen Gästen sehr beliebt. Als dienender Geist stand ihm der gute bucklige Clopinet zur Seite, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben.

Das Gastzimmer war ein großer Saal, in den man von der Straße aus durch eine breite Glasthür mit Doppel-Flügeln gelangte. Tische, Schemel, ein mit Steinkrügen und zinnernen Bechern bedeckter Schenktisch bildeten die innere Einrichtung.

„Also Du weißt Alles — Du hast mich genau verstanden!" sagte Loysel zu Clopinet, der eben fortzugehen im Begriff stand.

„So gut, wie ein Mann einen andern nur verstehen kann und, mit Verlaub, ich halte mich für einen Mann!" antwortete der Bucklige. „Beim heiligen Pancratius, Ihr sollt mich kennen lernen! Na — ich will Nichts weiter gesagt haben! Papperlappap!"

Papperlappap war ein Lieblingsausruf Clopinets, wenn er bei guter Laune war.

„Schon gut, schon gut! Sprich weniger und handle mehr!"

„Ihr wißt, Herr, daß es mir an gutem Willen nicht fehlt!"

„Nein, daran fehlt es Dir nicht, aber Du liebst es nur zu sehr, Alles zu sehen, Alles zu hören, Dich in Alles zu mischen; Du bist neugierig und geschwätzig, wie eine einäugige Elster!"

„Neugierig und geschwätzig soll ich sein — ich, der ich kaum den Mund öffne! Ich denke noch immer an den schändlichen Gerber, der mich wie einen kranken Hund in's Wasser stieß und — kam mir der gute Etienne nicht zur Hülfe —"

„Möge jener Unfall Dir zur Lehre dienen. Hurtig! Eile nach dem Berge St. Genovefa und denke daran, daß Lisette, die gute Matrone, hierhergekommen ist, um Dich auf Erkundigungen auszuschicken!"

„Ich bin schon fort! Papperlappap!"

Der Bucklige machte einige Schritte, dann aber kehrte er zu der alten Lisette zurück, die im Winkel, neben dem großen Kamin, das Gesicht mit den Händen bedeckt, kauerte und bitterlich weinte.

„Beruhige Dich," sprach er ihr ermuthigend zu, „für meine Kameraden laufe ich so schnell wie ein Hirsch, aber für Menschen, die ich liebe — beim heiligen Pancratius — habe ich Flügel an den Beinen, wenn ich ihnen gefällig sein kann! Prutt, ich gehe, oder vielmehr, ich fliege für sie durch's

Feuer! Ich bin schon zurück, wenn ich fortgehe, und bringe gute Nachrichten!"

Bei diesen Worten verschwand Clopinet.

„O, mein Gott," flehte Lisette sich erhebend, „gieb mir meine theure Alice zurück!"

„Hoffet das Beste!" sagte der Wirth und drückte der Alten theilnehmend die Hand.

„Möge der Ewige Alles zum Guten wenden, Meister Loysel!"

„Seht, Lisette, man muß niemals die Hoffnung aufgeben, weil — Ihr versteht mich — und dann sagt mir eine innere Stimme, daß Alice in Eure Arme zurückkehren wird!"

„Möge die heilige Jungfrau Euch erhören und mein Kind beschützen!"

„O, von einem Augenblick zum andern erwarte ich zu erfahren, daß man sie wiedergefunden hat — und da in meinem Wirthshause alle unsere Freunde, die sie suchen, verkehren, so hoffe ich, sie bald mit dem Humpen in der Hand die glückliche Rückkehr des jungen Mädchens feiern zu sehen."

Loysel sprach hiermit eine Hoffnung aus, die er selbst nicht hegte.

„Wißt Ihr, wo Meister Mauduit sich aufhält?" fragte plötzlich Lisette, ängstlich auffahrend.

„Mein alter Freund, der Glöckner, ist nach dem Châtelet gegangen, um zu hören, ob die Wache etwas entdeckt hat. Ich selbst habe Clopinet zu Etienne und seinen Freunden geschickt, die seit drei Tagen auf der Lauer liegen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht bald die Spur der Verlorenen auffänden!"

„Aber wenn unsere Vermuthungen uns täuschten, wenn unser Verdacht eine falsche Richtung eingeschlagen

hätte — wenn Jean Garnier nicht der Entführer Alice's wäre?"

„Wenn Jean Garnier nicht der Entführer wäre? Potz Blitz! Wer anders als dieser nichtswürdige Metzger sollte es sein?"

„Ich weiß es nicht — allein —"

„Kein Anderer, als dieser Schurke, hat es gethan — ich will meinen Kopf darauf verwetten! Nachdem ihm das schöne Mädchen einen entschiedenen Korb gegeben, hat er Banditen gedungen, welche die nichtswürdige That zu vollbringen wagten."

„O, das furchtbare Ereigniß wird niemals aus meinem Gedächtniß entschwinden!" rief Lisette, von häufigem Schluchzen unterbrochen. „Es war in der Nacht — das Fenster öffnet sich — verhüllte Männer stürzen in unser Schlafgemach, zum Bett des unglücklichen Kindes und bemächtigen sich ihrer, die vor Entsetzen das Bewußtsein verliert. Vergebens kämpfe ich und rufe um Hülfe! Sie knebeln mich, treten mich mit Füßen — ich sinke ohnmächtig zu Boden —"

„O, die feigen Schurken! Eine hülflose, alte Frau zu mißhandeln!"

„Als der unglückliche Vater meinen Hülfeschrei vernahm und herbeieilte, war es zu spät — die Räuber hatten seine Tochter entführt!"

Die Erzählung dieses für sie so traurigen Vorfalls schien die Kräfte Lisette's erschöpft zu haben.

Die gute Alte sank auf der Steinplatte im Winkel des Kamins zusammen und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

Loysel war von diesem Auftritt tief erschüttert, aber er mußte seine Empfindungen beherrschen, denn eben traten Gäste in's Wirthshaus.

Es waren der Strumpfwirker Marcel, der Fleischer Hu-

bert und der Gerber Landry, Herren, denen wir schon zu Anfang dieser Erzählung begegnet sind.

Alle Drei waren der munterſten, ausgelaſſenſten Laune. Sie nahmen einen Tiſch in Beſchlag.

„Heda, Freund Loyſel, Wein her, und zwar von dem beſten!" rief Marcel. „Meine Frau iſt mit einem Knaben niedergekommen, darum wollen wir heut in Herrlichkeit und Freuden leben!"

Und während der Wirth ſich beeilte, ſeine Gäſte zu bedienen, fuhr der Strumpfwirker fort:

„Laßt uns Platz nehmen! Setzt Euch hierher, Freund Hubert! Prächtig, daß Landry Euch eingeladen hat! Erſtens macht es mir Vergnügen, Euch kennen zu lernen, und dann, je mehr luſtiger Brüder — um ſo mehr lacht man. He! He! He!"

„In der That, Ihr ſprecht ein wahres Wort," fügte Hubert lachend hinzu.

„Hier bringe ich Euch einen Trunk zu Ehren des Neugeborenen," ſagte Loyſel. „Eine prächtige Traube! Schlürft mir dieſes Naß mit gutem Behagen, Freunde! Der Trunk wird Euch wohl bekommen!"

„Auf die Geſundheit des Kindes!" rief Landry. „Beim heiligen Chriſtoph, ein wahrer Nektar! Auf das Wohlergehen unſeres Freundes, des glücklichen Vaters!"

„Und auf das meiner braven Frau," fügte Marcel hinzu.

Während des Trinkens näherte ſich der Wirth Liſette, die den Gäſten den Rücken zukehrte.

„Ihr ſeht, gutes Mütterchen, ſie wiſſen Nichts," flüſterte er der troſtloſen Alten in's Ohr.

„Höre mal, Freundchen —" unterbrach ihn Marcel.

„Was wünſcht Ihr?" fragte Loyſel.

„Wer iſt dieſe Matrone?"

„Es iſt Frau Liſette, die Wirthſchafterin des alten

Glöckners von St. Medardus," antwortete der Wirth. „Ihr wißt —"

Die drei Freunde standen ehrerbietig auf, und ihre fröhliche Stimmung wich vor der ernsten Theilnahme, die dem Unglück des alten, geachteten Glöckners allgemein gezollt wurde.

„Und ich habe sie nicht einmal gegrüßt!" rief Hubert. „Ich bitte Euch wegen dieser Unhöflichkeit um Verzeihung! Ich muß sie mir um so mehr zum Vorwurf machen, gute Lisette, da Ihr jetzt so sehr des Zuspruchs Eurer Freunde bedürft."

„Ach," schluchzte die Amme Alice's, „wenn Ihr wüßtet — welches Herzeleid — ich erdulde."

„O, Du gute Seele, ich weiß es wohl — und in der ganzen Vorstadt St. Marcel giebt es Niemand, der den wackern Mauduit nicht herzlich bedauerte."

„Armes Fräulein Alice — Du warst so gut und mitleidig gegen die Armen!"

„Aber es ist unmöglich, daß das schändliche Verbrechen unentdeckt bleibt," rief Landry.

„Etienne Ferrand wird Alles, selbst das Leben daransetzen!" bestätigte Loysel.

„Clopinet bleibt lange, sehr lange!" seufzte Lisette.

„Der Bucklige?" fragte Marcel. „Als ich Gevatter Landry abholte, habe ich ihn gesehen. Er sah zu, wie die Zigeuner vor dem Palast der Patriarchen tanzten, wo, wie er mir in's Ohr flüsterte, die Calvinisten sich versammeln, um die Predigt zu hören."

„Also so führt der Schelm meinen Auftrag aus!" rief Loysel zornig.

„Was für einen Auftrag habt Ihr ihm denn gegeben?"

„Blitz, ich habe ihn zu Etienne geschickt, um Erkundigungen einzuziehen."

„Nun, so wundert Euch nicht," scherzte Landry, „das Buckelchen geht langsam — sehr langsam, wie eine Schildkröte."

„Ei, ei, das Clopinetchen ist ein junges, lustiges Blut — das hat zu viel Späßchen im Kopfe, um Aufträge schnell ausführen zu können."

„Nun, dem sei, wie ihm wolle," rief Landry heftig, „ich eile nach dem Hofe der Patriarchen, und treffe ich den Taugenichts, so will ich ihn am Ohr zupfen! Ich bedaure es wirklich, wenn ich einen Augenblick mit ihm Mitleid hatte — nachdem ich ihm jenes unfreiwillige Bad zu Theil werden ließ."

Eben wollte der Gerber Landry das Wirthshaus verlassen, als einige neue Gäste erschienen, deren Mienen ein wahres Bild des Zorns, der Verzweiflung und der Herzensangst waren.

Bevor wir von den Ankömmlingen sprechen, begleiten wir Clopinet, und zwar nicht nach dem Palast der Patriarchen, wo Marcel ihn bemerkt hatte, sondern nach einer Straße, in welcher der Bucklige seit einiger Zeit häufig zu verkehren pflegte.

Es war die Straße Fer-à-Moulin.

Jedesmal, wenn er dort anlangte, warf er spähende Blicke umher.

Hatte er sich dann überzeugt, daß ihn Niemand beobachtete, so schlüpfte er in einen dunklen Gang, an dessen Ende eine schmale, gewundene Treppe sich erhob.

Der Bucklige stieg die steilen Stufen mit der Geschicklichkeit einer Katze empor. Oben angelangt, versteckte er sich hinter einen Balken und ließ mit leiser Fistelstimme seinen Lieblingsruf: „Papperlappap!" ertönen.

Kaum war dies Signal gegeben, so öffnete sich leise eine Thür und ein junges, bleich und kränklich aussehendes Mädchen eilte ihm entgegen.

„Guten Tag, Fräulein Martha," sagte der Bucklige verlegen.

„Guten Tag, Clopinet," antwortete das junge Mädchen mit gesenktem Blick.

„Was macht Großmutter heut?"

„Ach, die arme Blinde ist immer sehr traurig."

„War Fräulein Alice Mauduit bei ihr?"

„Ja, sie brachte ihr selbst ein Almosen unseres guten Predigers. Ach, wenn Ihr wüßtet, mein Freund, wie schmerzlich es für mich ist, diese Almosen zu empfangen —!"

„O, nicht doch, gutes Fräulein Martha! Ihr habt bei Eurem edlen Herzen keine Ursache, Euch Vorwürfe zu machen. Habt Ihr nicht bis jetzt genug gearbeitet, und — zu viel gearbeitet, um Eure blinde Großmutter zu ernähren?"

Martha erröthete.

„Ja, zu viel gearbeitet," wiederholte der Bucklige. „Der beste Beweis ist, daß Ihr durch Euren Fleiß krank geworden seid und —"

„Und — daß gewisse Leute meine Krankheit benutzt haben, um — mich zu erniedrigen," flüsterte seufzend das junge Mädchen.

„Euch zu erniedrigen, Fräulein Martha? O, wenn das wahr wäre, so sollten sie die Kränkung, die sie Euch zugefügt haben, theuer büßen!"

„So straft Euch zuvörderst selbst," sagte Martha, „und nehmt das Geldstück wieder mit, das Ihr auf dem Tisch meiner Großmutter vergessen habt."

Eine dunkle Röthe färbte die Stirn des armen Kindes.

Clopinet schwieg. Aber Martha sah eine Thräne in seinem Auge schimmern.

Diese Unterredung fand im Beginn der Bekanntschaft der beiden jungen Leute statt.

Von diesem Tage an mußten ihre Seelen sich verstanden haben, oder Martha betrachtete die Unterstützungen, die

der wackere Jüngling ihrer Großmutter zu Theil werden ließ, als ein Darlehen, das sie zurückzuerstatten beabsichtigte: genug, sie wies seine aufopfernden Bemühungen und Wohlthaten nicht mehr zurück.

Wohl ging und kam Clopinet gar mannigfach, um von dem Befinden der Blinden und der genesenden Martha Kunde einzuziehen — mit gepreßtem Herzen kehrte er stets heimwärts, denn im Grunde desselben ruhte ein Geheimniß, das ihn erstickte.

Martha ihrerseits folgte mit den Augen dem armen Buckligen, wenn er ging, und in ihr bescheidenes Kämmerchen zurückgekehrt, überraschte sie sich selbst nur zu oft bei dem Lieblingsgedanken, der sich in die wenigen Worte übertragen ließ:

„Braver Bursche, wie liebe ich Dich!"

XI.

Der Rausch des Schlächtergesellen.

Giles Gobelin, der berühmte Färber jener Zeit, dessen Name in der Teppichmanufaktur sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, hatte Etienne Ferrand zum Theilhaber seines Geschäfts gemacht.

Abgesehen von der Zuneigung, die er für den trefflichen jungen Mann hegte, und dem Vertrauen, das er in ihn setzte, so hatte Gobelin außerdem auch Veranlassung, ihn auf Grund eines besonderen Verdienstes zu belohnen.

Etienne Ferrand war es nach langen, unermüdlichen Forschungen gelungen, die chemische Zusammensetzung aufzufinden, aus welcher der tyrische Purpur bestand, jene Farbe, die bekanntlich im Alterthum die Gewande der Könige zu schmücken pflegte.

Aus Bescheidenheit hatte er hiervon seiner geliebten Alice Nichts erzählt.

Etienne wohnte im Hause Gobelins selbst; sein Zimmer war so schlicht wie sein ganzes Dasein.

Der einzige Schmuck, der sich darin befand, war ein Gemälde, das er selbst angefertigt hatte.

Es stellte ein kleines Kind dar, das auf den Stufen

einer Kirche lag und von einem Manne in der Tracht der Arbeiter jener Zeit auf den Arm gehoben wurde.

Aus dem gebrechlichen Kinde war ein hübscher junger Mann — Etienne Ferrand — geworden, der den Namen seines Pflegevaters trug. Letzterer war gestorben, nachdem er den Findling in den Grundsätzen der Tugend mit so gutem Erfolge erzogen hatte, daß er in der ganzen Vorstadt geachtet und geliebt wurde.

Der Bräutigam Alice's hatte niemals eine andere Familie kennen gelernt, als die Arbeiter in der Färberei. Und in der That, diese wackeren Arbeiter waren ihm wie leibhaftige Brüder zugethan, stets bereit, ihm zu helfen, und namentlich, ihn zu vertheidigen, wie wir bereits gesehen haben. Es gab ja über die Persönlichkeit ihres Freundes nur eine Stimme:

„Etienne Ferrand ist ein Musterbild der Arbeitsamkeit und des Fleißes, der Ehrenhaftigkeit und des freundschaftlichen Wohlwollens."

Die Kinder des Volkes hatten mit ihrem einfachen Verstande ganz das Richtige getroffen.

Etienne verband mit jenen Eigenschaften noch zwei andere, denen man bei ehrlichen und aufrichtigen Naturen häufig begegnet.

War er einerseits dankbar für die geringste ihm erwiesene Güte, so wich er andererseits vor keiner Gefahr zurück, um eine ihm zugefügte Beleidigung zu rächen.

Ohne sich Rechenschaft von den Gründen ablegen zu können, die den Mann an der Wechslerbrücke zu seiner Unthat veranlaßt haben mochten, beschloß der wackere Färber, ihn jedenfalls zu züchtigen. Er verlor sich in Muthmaßungen über den Urheber des Frevels, und Perrin Mauduit konnte auf die an ihn gerichteten Fragen nur antworten:

„Der Mann, der dort wohnt, heißt Maurevel. Ich habe dies von meinen alten Waffengefährten erfahren, die

noch heute zur Leibgarde gehören. Man hält ihn für einen königlichen Sbirren. Das ist Alles, was ich Dir mittheilen kann."

Zweimal hatte sich Etienne nach der Wohnung Maurevels begeben, zweimal mit einigen wohlbewaffneten Freunden Einlaß begehrend — die Pforte des Hauses blieb verschlossen.

Nach vielen Erkundigungen erfuhr er von einigen Nachbarn, daß Maurevel Abends nach der Weinstube zum Erzengel, gegenüber dem Palast des Admirals Coligny, sich zu begeben pflege.

Kehren wir jetzt in Loysels Wirthshaus zurück.

Die eintretenden Gäste, auf deren Gesichtszügen der Ausdruck des Zornes sich malte, waren René, Tibault und mehrere andere Färber, Kameraden Etienne's.

Wir haben kaum nöthig, hinzuzufügen, daß die betrübten Gäste Perrin Mauduit und der Geliebte Alice's waren.

„Beim Heil meiner Seele!" rief Mauduit, „man möchte vor Verzweiflung wahnsinnig werden! Im Schlößchen hat man mir nicht den geringsten Fingerzeig geben können!"

Lisette stand auf und richtete fragende Blicke auf Etienne.

„Trotz der sorgfältigsten und mühsamsten Ueberwachungen meiner Kameraden," sagte der junge Mann, „trotz meines Eifers und all' meiner Anstrengungen, haben wir Nichts, was den Verdacht gegen Garnier rechtfertigte, finden können —"

„O, mein Gott, mein Gott!" rief die alte Amme Lisette betrübt.

„Aber es ist ja möglich, daß wir einen unbegründeten Argwohn gegen ihn hegen! Wir haben weder in der Nähe der Wohnung, noch auch in der Schlächterei selbst die geringste Bestätigung unseres Verdachtes entdecken können."

„Aber wenn das arme Kind todt wäre," rief Lisette, „wenn Garnier sie getödtet hätte!"

„Todt! — mein Kind sollte todt sein!" schrie Mauduit. „O nein, nein, das ist unmöglich!"

„Wenn er meine Braut getödtet hätte," fügte Etienne grimmig hinzu, „so wollte ich sein Blut tropfenweise vergießen und glaube, daß damit sein Frevel noch bei weitem nicht gesühnt wäre! Nicht wahr, Freunde?"

„Wir würden ihm die Glieder stückweise zerbrechen!"

„Ihr könnt in dieser Angelegenheit ganz auf mich rechnen, Freunde!" sagte Landry und näherte sich den beiden schwergeprüften Männern.

„Wir sind Alle bereit, Deine Tochter zu rächen, Perrin Mauduit," fuhr Marcel fort.

„Nicht nur auf uns," äußerte Hubert, „sondern auf alle Bewohner des Stadtviertels Saint Marcel könnt Ihr rechnen."

„Ja, das könnt Ihr," bestätigten die übrigen Gäste.

„Ich danke Euch, meine Freunde, ich danke Euch von Herzen!" antwortete der Glöckner. „Aber es handelt sich hier nicht um Freundschafts-Versicherungen, sondern um Thaten!"

„Das ist wahr!" begann Hubert. „Was mich betrifft, so denke ich folgendermaßen: Garnier und kein Anderer hat Eure Tochter entführt; er hält sie versteckt, fern von seiner Wohnung; er liebt sie leidenschaftlich und hofft ihr Herz zu erweichen. Ihr könnt Euch daher beruhigen, er hat sie nicht getödtet — und wird sie nicht tödten!"

„Aber wo kann der Schurke sie versteckt halten?" rief Lisette.

„Was das betrifft, so wird es sich schon erfahren lassen."

„Und wie?" fragte Etienne.

„Das ist sehr einfach! Jean Garnier ist verliebt und

fürchtet die Augen der rechtschaffenen Leute. Er sucht also die Verborgenheit. Seht, ich bin eben nicht klüger, als ein Anderer, aber ich will wetten, daß er in der Nacht, wenn die Abendglocken längst verhallt sind, die Entführte aufsuchen wird. Folgt ihm daher. Ihr seid zahlreich und werdet, wenn Ihr Gewalt anwendet, zum Ziel gelangen."

„Aber wir wachen schon seit drei Nächten und sehen ihn niemals sein Haus verlassen."

„Ja, wenn er den gewöhnlichen Weg einschlüge! Ihr wißt also nicht, daß sein Haus zwei Ausgänge hat?"

„Zwei Ausgänge! Woher wißt Ihr das?"

„O, welche komische Frage. Er ist Schlächter und ich bin Fleischer; ich kenne solche hübschen kleinen Ein- und Ausgänge — das ist das Ganze!"

Das Herz des wackeren jungen Mannes wurde von frischer Hoffnung belebt.

„André, Tibault, René, und Ihr Alle, die ich meine Freunde nenne," rief er, „ich erwarte von Euch einen neuen Beweis der Freundschaft! Noch heute Nacht begeben wir uns zum Berge St. Genovefa und entdecken mit Gottes Hülfe den Ort, wo der Elende die Tochter Perrin Mauduits versteckt hält.

„Heute Nacht am Berge St. Genovefa!" wiederholten die Arbeiter.

„Still!" rief Hubert plötzlich mit gedämpfter Stimme.

Alles lauschte. Man vernahm zuerst einen lustigen Rundreim, dessen Wortlaut unverständlich war. Die Stimme näherte sich und eine rauhe Kehle sang:

Da ich mich jüngst beim Trunk ergötze,
Tritt Venus plötzlich bei mir ein.
„Hinaus!" rief ich, „Du arge Metze!
Laß mich allein mit meinem Wein!"

„Den Galgenschwengel erkenne ich an seiner Stimme!" rief Hubert.

Er eilte an's Fenster, öffnete es und schloß es ebenso schnell wieder.

„Ja," rief er den Freunden zu, „es ist Caget, Garniers Geselle, ohne Zweifel einer von den Schurken, deren er sich bei der Entführung bedient hat."

„Man muß ihn mit Gewalt zum Sprechen bringen!" schrie Etienne, dessen Aufregung den Gipfelpunkt erreicht hatte.

„Keineswegs! Gegen eine Viper muß man mit Schlangenklugheit zu Werke gehen! Zieht Euch zurück, meine Freunde, mit Ausnahme Loysels, und paßt auf, ich werde Caget die Zunge lösen!"

„Nur schnell, schnell bei Seite!" rief Loysel und öffnete eine Thür, die in seine Privatwohnung führte.

„Wenn es Euch nicht gelingt, so ruft uns nur!" sagte Perrin Mauduit.

„Ganz überflüssig; ich werde schon allein mit ihm fertig werden!" lachte Hubert, während die Freunde sich entfernten.

Etienne suchte die Schritte Lisettens zu beschleunigen, und bald waren Hubert und Loysel nur noch allein in dem Gastzimmer.

Sie warteten, bis sie das Geräusch der sich nähernden Schritte vernahmen.

Einige Augenblicke später ging Caget schwer betrunken bei dem Fenster vorüber.

Der Schlächtergeselle sang noch immer.

Jetzt rief Hubert dem Vorübergehenden mit der harmlosesten Miene von der Welt zu:

„Heda, Freund! Du gehst ja heut recht stolz vorüber!"

„Wer ruft mich?" antwortete Caget, den stieren Blick auf den Eingang des Gasthauses heftend.

„Potz Blitz, alter Freund, wer wird es sein? Ich bin es, Hubert, der ich darauf brenne, ein Glas auf Deine

Gesundheit zu leeren. Ich sollte meinen, der Gesang müßte Deine Kehle ausgetrocknet haben."

„Beim heiligen Blut eines gemästeten Ochsen, ich bin kein Spielverderber — ich sage niemals nein, wenn man mich zu einem guten Trunk einladet."

„Seht Ihr wohl, wie der Fisch anbeißt!" flüsterte Hubert und gab Loysel, der im Hintergrunde stand, ein Zeichen.

Caget trat ein.

Er schwankte.

„Wie, lustiger Gevatter," begann der Fleischer und schlug eine mächtige Lache auf, „Du gehst bei Loysel kaltblütig vorbei, ohne einzutreten? Ich hielt Dich eines solchen Verbrechens für ganz unfähig! Gehört Bacchus nicht mehr zu Deinen Freunden?"

„Ei nun — das heißt — ich will Euch sagen —" stammelte Caget, „ich habe heut ein wenig Eile, auch habe ich bereits nicht schlecht geladen. Ich habe ein wenig Schwindel — mich friert!„

„Dich friert im August? Du mußt jedenfalls etwas Warmes zu Dir nehmen! Heda, Meister Loysel, habt Ihr keinen recht aus dem Grunde wärmenden Trunk, der den Frost aus den Eingeweiden unseres Freundes Caget verjagt?"

„O, gewiß! Ich werde Euch ein apartes Tränkchen bringen," antwortete der Wirth und eilte die Treppe, die zu seinen Kellereien führte, hinab.

Hubert ergriff einen Tisch mit seinen nervigen Armen und stellte ihn mitten in's Gastzimmer.

„Vorwärts, mein alter Caget, setzen wir uns nieder," sagte er, „und plaudern wir, wie es alten Freunden gebührt!"

„Plaudern! Ich habe keine Zeit zum Plaudern."

„Potz Blitz — Du wirst Dir Zeit nehmen können!

Vor Allem wollen wir nicht stehen bleiben, denn davon bekommt man den Krampf in den Beinen. Laß doch einmal hören, Du Schlaukopf, was sagt man denn unter den braven Schlächtergesellen von den politischen und religiösen Angelegenheiten?"

„Was man sagt? Ich weiß es nicht!" antwortete Caget und sank behaglich in einen Sessel, Hubert gegenüber.

„Man erzählt, den Hugenotten werde bald freie Uebung ihres Gottesdienstes gestattet werden."

„Mir sehr gleichgültig."

„Man sagt ferner, der Prinz von Condé sei vom Parlament von der Theilnahme an der Verschwörung von Amboise freigesprochen worden."

„Die Verschwörung vom Amboß kümmert mich so wenig, wie die vom Hammer. Ich kümmere mich nur um die Fleischpreise, das ist einmal so mein Geschäft. Weiter verstehe ich Nichts, Gevatter!"

In diesem Augenblick stellte Loysel zwei Weinkrüge auf den Tisch.

„He, he, Ihr seid sehr fürsorglich, Herr Wirth!" sagte Hubert. „Man hat zwar nicht alle Tage das Vergnügen, mit Freund Caget anzustoßen, und Caget ist einer der trefflichsten Kerle, die es auf dem Erdenrund giebt!"

„Schon gut, schon gut!" sagte der Schlächtergeselle abwehrend und betrachtete trotz seiner Trunkenheit mit einem gar argwöhnischen Seitenblick den Krämer. „Alter Fuchs — ich sehe Dich heranschleichen!" dachte er und lächelte verschmitzt.

Hubert winkte Loysel zu, er möge sich entfernen, und fuhr dann, mit Caget allein, fort:

„Da Du Eile hast, so wollen wir schnell an's Werk gehen. Auf Dein Wohl, Kamerad!"

„Auf das Deinige! Sag' doch mal — es kommt mir heut hier recht leer vor."

„Potz Blitz — das geht und kommt. Macht Dein Meister gute Geschäfte?"

„Allerdings! Ganz vortreffliche! Er wird, wie es heißt, noch ein neues Schlachthaus miethen. Ich sage: wie es heißt; denn leider zieht er mich nicht in sein Vertrauen."

„Trink doch einen tüchtigen Zug!" sagte Hubert, stets von Neuem das Glas des Gesellen füllend. „Wenn Du ordentlich trinkst, wird der Frost schon vorübergehen."

„Hast Recht, der Wein ist gut — er wirkt bis auf den Grund des Magens."

„Also Meister Garnier macht gute Geschäfte und wird immer reicher!"

„Beim heiligen Petrus, dem Schutzpatron der Schlächter, er hat so viel Glück, daß ich glaube, er muß den Strick eines Erhängten in seinem Hause haben! Ueberdies ist er ein fleißiger, sehr fleißiger Mann — ein gewaltiger Arbeiter!"

„Er soll aber recht viel Feinde und Neider haben. Es giebt Leute in der Vorstadt, die sehr schlecht von ihm sprechen — und —"

„Ach, Dummheiten! Nicht wahr, die Geschichte vom Tode seines Vetters Lorasse?"

„Gott behüte mich, ein Wort von jenen Verleumdungen zu glauben! Garnier ist ein Ehrenmann, aber es kommt mir vor, als ob Dir wieder schwindlig würde."

„Ja, ja — es kommt mir ganz so vor — allein, es geht schon —"

„Bei weitem besser, nicht wahr? Nun, dann also noch ein frischer Trunk, und Du wirst wieder ganz auf die Beine kommen!"

„Gieß nur munter ein. Ich fürchte mich nicht vor dem Wein — er und ich, wir sind alte Bekannte."

Während Hubert dem Schlächtergesellen den Becher füllte, goß er den Inhalt des seinigen in den Kamin, und zwar von Caget ganz unbemerkt, wie er glaubte.

„Sag' mal," begann der Fleischer von Neuem, indem er plötzlich einen besonders vertraulichen Ton anschlug, „der Jean Garnier soll ein sehr verliebter Bursche sein — ein arger Frauenjäger! He, he, he, he! Was meinst Du dazu?"

„Ich meine — er hat ganz Recht — er hat ja das Geld dazu — und er ist auch ein hübscher, stattlicher Mann. Schon manche Schöne hat sich in seinen rothen Bart verliebt."

„Erst neulich soll er ein hübsches Mädchen entführt haben. Na — ich brauche Dir Nichts zu sagen, Du weißt Alles besser, als ich, Du Schelm!"

„Ich? Ich weiß — ich weiß gar Nichts! Gieb mir zu trinken."

„Willst Du mir vielleicht einreden, daß die Entführung der Tochter des Glöckners Dir unbekannt sei? Na, alter Freund, Du wirst Dich doch vor mir nicht fürchten!"

„Mir — mir — dreht sich Alles im Kreise — dabei ist mir sehr wohl —" stammelte Caget. „Tralala! Tralala! Brünette! Wenn ich Dich hätte!"

„Die Sache ist im Grunde nur eine Bagatelle. Kein Hahn kräht darnach!"

„Eine Ba — Baga — telle! Auf Dein Wohl, Fleischer! Auf das Wohl der Bagatelle!"

„Zum Henker," dachte Hubert, „es ist doch gar zu schwer, aus dem Dummkopf etwas herauszubringen."

Caget schien vollständig betrunken zu sein.

Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch, drückte den Kopf in die Hände und stammelte nicht ohne Hohn:

„Will Dir was sagen, Gevatter, weil Du eine gute

Haut bist — Meister Garnier ist ruhig, ganz ruhig — siehst Du, man will etwas herauskriegen — aber, pff! — man wird Nichts herauskriegen — gar Nichts!"

„Er hält also die Schöne gut versteckt?"

„Die Schöne! Welche Schöne?"

„Kennst Du den Ort?"

„Ich kenne nur einen Ort — und das ist dieser treffliche Ort — weil der Wein hier gut ist."

Hubert, der sich stellte, als theile er den Rausch, den Caget zu haben schien, schloß den Gesellen, dessen Sessel er sich genähert, in die Arme.

„Zum Glück hast Du es nicht weit," plauderte er weiter, „sonst könnte Dir leicht wieder schwindlig werden, mein guter Caget."

„Da Du von dem Geschäft weißt, warum fragst Du mich darnach?"

„Hast Recht — Alles das — reine Kindereien. Auf Dein Wohl!"

Caget setzte von Neuem das Glas an die Lippen und leerte es mit Wohlbehagen.

„Ei, ei — eine prächtige Blume hat das Gewächs," sagte er, „und mein Magen nimmt es mit größerem Wohlbehagen auf, als die Schöne den Meister. Verstehst Du, Fleischer?"

„Sie nimmt ihn also schlecht auf?"

„Wie die Mutter des Königs — einen Hugenotten in ihrem Palast. Es ist 'ne Tugend, die Kleine — das heißt, ich spreche von der Zeit, als sie noch bei ihrem Vater war."

Caget erhob sich schwankend.

„Kommt Dein Schwindel schon wieder? Wir wollen noch einem Fläschchen den Hals brechen."

„Geht nicht — geht durchaus nicht — ich muß das Mädchen aufsuchen — das — das — das ich anbete — den Engel!"

Er fiel schwerfällig auf den Sessel zurück und ließ dann den Kopf auf den Tisch sinken.

„Zum Glück hast Du es nicht weit — wie Du sagtest."

„Nein."

„Aber wo gehst Du denn hin?" fragte Hubert und bemühte sich, den Trunkenbold aufzurichten.

„Da — es ist eben da — hast's herausbekommen, Fleischer? Aber thu' mir deswegen Nichts zu Leide, ich kann nicht dafür."

„Caget, soll ich Deinen Auftrag ausrichten? Ich werde Dir Bescheid bringen — aus Freundschaft."

„Ach, das wäre ein wahrer Freundschafts — dienst!" ächzte der Geselle.

„Hm, schon gut — wo ist denn das Haus, wohin Du gehen sollst — woran erkenne ich's?"

„Das — das Haus?"

„Ja."

„Das Haus — es dreht sich — das Haus! Traderidera! Brünette, wenn ich Dich hätte!"

Und Caget rollte unter den Tisch.

Hubert hielt ihn für sinnlos trunken.

„Verwünscht!" rief er. „Ich erfahre Nichts von dem Ungeheuer!"

„Ganz gleich, wir werden unsere Untersuchungen fortzusetzen wissen!" sagte Perrin Mauduit, der jetzt mit den Uebrigen wieder in's Zimmer trat.

„Danke schön, Hubert," fügte Etienne hinzu und drückte dem Fleischer die Hand. „Jetzt muß dieser Trunkenbold aufstehen und uns den Weg zeigen."

„Ja, ja," riefen die Andern, „das muß er!"

Caget schnarchte.

„Vorwärts, wach auf!" rief Etienne und stieß den Gesellen mit dem Fuß.

„Ich glaube, Ihr werdet Nichts ausrichten!" sagte Landry.

„Ich muß! Vorwärts! Aufgestanden, Trunkenbold!"

Aber Etienne gab sich vergebliche Mühe. Caget rührte sich nicht.

Perrin Mauduit, außer sich vor Verzweiflung, preßte krampfhaft Landry's Hand.

Plötzlich trat der Bucklige ein.

Sein linkes Auge war mit einem blauen Kreise umgeben.

„Clopinet!" riefen die Gäste Loysels.

„Ja, ich bin es," sagte der gutherzige Bucklige, „ich bin es, ein Mann, den Schurken windelweich geprügelt haben!"

„Wer hat Dich denn geprügelt? Die Zigeuner?" fragte Loysel.

„Nein, die Gesellen Garniers! O, dieser da war nicht dabei," fügte er, auf Caget weisend, hinzu; „die Anderen waren es."

„Nur weiter!" riefen die Umstehenden. „Weshalb haben sie Dich geschlagen?"

„Die Sache ist folgende. Während ich Meister Etienne suchte, bemerkten sie mich.

„„Aha!"" riefen sie, „„Du kommst auch, um uns auszuspioniren! Warte, krummbuckliger Hund, Du sollst für Alle bezahlen!""

„Darauf schlugen sie auf mich ein und endlich gab mir Simon einen Fußtritt, der mich eine halbe Meile weit fortschleuderte."

„Hättest Du Dich nicht bei den Zigeunern aufgehalten," sagte ernst der Gastwirth, „so würdest Du Meister Etienne beim Berge St. Genovefa getroffen haben und nicht geprügelt worden sein."

„Ja, aber wenn ich nicht geprügelt worden wäre, so

hätte ich auch nicht den Aufenthalt Alice's erfahren!" lachte Clopinet.

Bei dieser unerwarteten Aeußerung drängten sich alle Anwesenden um den Buckligen zusammen.

„Während die Schurken mich mit ihren Fäusten bearbeiteten, sagte einer von ihnen:

„„Schlage den Hund todt, sonst spionirt er uns doch noch Gentilly heraus.""

„Das hast Du gehört?" rief Etienne mit freudeleuchtendem Blick.

„Genau gehört, mit meinen eigenen Ohren."

„Also in Gentilly hält Jean Garnier Alice versteckt? O, Du trefflicher Bursche!" rief der Färber und umarmte Clopinet.

Während man nun allgemein die betreffenden Maßregeln überlegte, entschädigte sich der Bucklige für den erlittenen Unfall durch manchen guten Zug aus Huberts Humpen.

„Es ist doch schön, wenn Einen der Trunk Nichts angeht," dachte Caget im Stillen, während er unter dem Tisch ausgestreckt lag. „Man plaudert nur, was man will und — ist auf seiner Hut!"

XII.

Der Unbekannte.

Karl IX. war vom Marschall von Retz erzogen worden. Man darf sich daher nicht wundern, daß Treulosigkeit den innersten Kern seines Charakters bildete.

Es gehörte deshalb auch wenig Scharfsinn dazu, um die späteren furchtbaren Anfeindungen der reformirten Religion vorauszusehen.

In Folge der Erziehung des Monarchen war eine Mischung des finstersten Aberglaubens und der zügellosesten Ausschweifungen am Hofe heimisch geworden.

Ein Geschichtsschreiber sagt:

„Die religiöse Glaubenswuth trat an Stelle der evangelischen Wahrheit; Wahrsagerkünste und Sterndeuterei verdrängten und befleckten den wahren Glauben.

„Die Italienerin Catharina, ein von den wildesten Leidenschaften beherrschtes Weib, brachte aus ihrem vulkanischen Vaterlande einen erbitterten Haß gegen jede Lehre, die der katholischen widersprach."

Um die Charakterzeichnung dieser ruchlosen Frau zu vervollständigen, führen wir noch folgende Worte aus zuverlässigen Quellen an:

„Im Louvre traten üppige Vergnügungen an Stelle

der sonst üblichen Spiele; durchsichtige Kleider, Wohlgerüche, künstliche Blumen zogen die Blicke mitten im Tanz an.

„Die Mode diente der Lüsternheit und die Mahlzeiten fügten zum Luxus die Unmäßigkeit.

„Junge Italienerinnen hatten an den Ufern des Arno die Künste der Buhlerei erlernt.

„Sie erschienen halb entblößt in wollüstiger Tracht, und der italienische Dialekt, in dem sie das Französische sprachen, erhöhte ihre Reize.

„Diese Frauen, eine Vereinigung der anmuthigsten und schönsten Erscheinungen ihres Geschlechts, umgaben unter dem Namen der Ehrendamen die Königin.

„In solchen Kreisen verweichlichte Karl IX. und gab einem müßigen und ausschweifenden Hofe den Ton an."

Neben diesen Italienerinnen befanden sich auch französische Ehrendamen, unter denen wir das reizende Fräulein Renée von Chateauneuf hervorheben, deren bald Erwähnung geschehen wird.

Am 15. August 1572 gab Catharina im Louvre einen Maskenball, mit dem sie die Feier des Ehebundes einleitete, der Heinrich von Navarra mit Margaretha, der Schwester des Königs von Frankreich, für immer vereinigen sollte.

Dieser Maskenball eröffnete den Reigen der pomphaften Festlichkeiten, denen ein so furchtbarer Schluß bestimmt war.

Catharina schmückte ihren Palast mit asiatischem Luxus und bereitete den Geist des Sohnes auf das Blutbad vor, das die Bekenner der reformirten Lehre für immer vernichten sollte.

Was die Prinzessin Margaretha betrifft, welcher der Thron von Navarra zufallen sollte, so weinte sie, betrübt durch das frühzeitige Hinscheiden Jeanne d'Albrets, Thränen getäuschten Ehrgeizes.

Wie bereits gesagt, kamen zur Zeit, als der Masken-

ball stattfinden sollte, die Protestanten in großer Zahl aus den verschiedensten Gegenden Frankreichs nach Paris, um der Hochzeit Heinrichs von Navarra beizuwohnen.

Die Hugenotten wallfahrteten in Karavanen, im Gegensatz zu ihrer festlichen Tracht, schweigsam, düster und besorgt, und nahmen in stolzer Geringschätzung die Verwünschungen auf, mit denen der Pöbel sie überhäufte.

Es schien, als ob die Söhne der reformirten Kirche die ihnen gelegte Schlinge ahnten.

Bevor der König das Fest mit seiner Gegenwart beehrte, begab er sich in das Zimmer des Fräulein von Chateauneuf, um ihr Urtheil über das prächtige Kostüm, das er eben angelegt, zu hören.

In diesem Zimmer befanden sich, außer der lieblichen Gesellschafterin der Königin Mutter, drei Schwestern von seltener Schönheit: die Herzogin von Guise, die Herzogin von Nevers und die Prinzessin Condé.

Alle Drei waren Töchter des Herzogs von Nevers und Margarethens von Bourbon.

Alle Drei suchten dem Könige zu gefallen, und wer weiß, ob nicht jede von ihnen gern die verlassene Stelle der Marie Touchet eingenommen hätte!

Aber der König weihte seine Huldigungen nur einer Dame, und diese war Renée von Chateauneuf.

Zum Unglück theilte Renée die Liebe nicht, die der König für sie empfand. Sie liebte im Gegentheil den Herzog von Anjou, einen der Söhne Catharina's, der durch seine persönliche Tapferkeit und seine männlich schöne Erscheinung einen tiefen Eindruck auf ihre Seele gemacht hatte.

Renée von Chateauneuf war bezaubernd schön. Ueppiges blondes Haar schmückte ihr Haupt. Die Form ihres

Gesichts war jenes anmuthige Oval, das man an den griechischen Statuen zu bewundern pflegt. Ihr dunkelblaues Auge versandte einen süßen, schmachtenden Blick, und ihre zarten Wangen färbte ein rosiger, jugendfrischer Hauch. Ihr herrlicher Leib hätte, auf einem alabasternen Sockel ruhend, für eine Galatea oder für irgend eine Göttin des Liebreizes und der Schönheit des Alterthums gelten können.

Trotz der offen ausgesprochenen Wünsche des Königs blieb Renée von Chateauneuf der Liebe zu dem Herzog von Anjou treu, der nichtsdestoweniger bald darauf sie für die Prinzessin von Condé verlassen sollte.

Dennoch glaubte man allgemein, am Hofe, wie in der Stadt, daß Renée die Geliebte des Königs sei.

Also nicht blos Eifersucht auf den kriegerischen Ruhm, sondern auch Nebenbuhlerschaft um den Besitz eines Weibes hatten den König zum Meuchelmorde seines Bruders angestachelt.

Im Verlaufe einer geziert scherzhaften Unterhaltung mit den Damen sagte Karl IX., zu Renée gewandt:

„Königin der Schönheit, ich bitte Euch, das Zeichen zum Tanz zu geben!"

Fräulein von Chateauneuf erhob sich, der König bot ihr den Arm und die glänzende Gesellschaft schritt in die herrlich geschmückten Säle.

Wir wollen die Pracht der Festlichkeiten dieses Abends, die an das Feenhafte streiften, nicht beschreiben, sondern bei den Ereignissen verweilen, die für unsere Erzählung von Wichtigkeit sind.

In malerischen Gruppen bewegten sich die Massen.

Catharina und Karl IX. saßen auf einem mit Brocat und Sammetteppichen bedeckten Thron.

Hier tänzelten leichtfüßige Schaaren, dort dehnten sich kluge, politische Gesichter auf einem von Gold und Seide glänzenden Hintergrunde.

Man hatte die Freiheit, die Sammetmaske zu tragen oder abzunehmen.

Weiterhin endlich, erhaben über den Wirbel der Menge, bemerkte man das edle Haupt Coligny's, ein Haupt voller Ernstes und Friedens, mitten in dem Orkan, der sein Leben und das der Seinen bedrohte.

Die Königin Mutter hatte an diesem Abend mit allen Künsten der Toilette die Runzeln des Alters und des Hasses zu verbergen gewußt; die Menge bewunderte den majestätischen Ausdruck ihrer Züge.

„Sieh nur da unten, mein Sohn!" sagte sie zum König. „Sieh nur den Schnee auf dem Haupte des Admirals!"

„Nun — und?" fragte Karl IX. lächelnd.

„Mir kommt es vor, als ob dieser Schnee plötzlich blutig roth zu werden beginne. Eine seltsame Erscheinung! Was meinst Du dazu?"

Karl IX. lächelte arglistig. Er hatte seine Mutter verstanden. Doch plötzlich nahm sein Mienenspiel den Ausdruck des Entsetzens an.

Freundschaftlich, Arm in Arm, traten der Herzog von Anjou und der Prinz von Navarra in den Saal.

„Verwünscht!" dachte der König. „Maurevel hat nicht Wort gehalten!"

Der Herzog von Anjou blieb bei Fräulein von Chateauneuf stehen und küßte die Finger ihrer kleinen Hand.

Karl IX. hielt es nicht mehr auf seinem Throne aus, die Eifersucht peinigte ihn.

Er legte seine Sammetmaske an und mischte sich unter die Menge. Bald traf er ein schwarzes Gespenst, das auf der Schulter seines seidenen Gewandes ein rothes Kreuz trug.

„Wer meinen Befehlen zuwider handelt, verdient den Tod!" sagte der König mit leiser Stimme.

„Der Herzog von Anjou wäre nicht mehr am Leben,

Sire, wenn ihm nicht der Prinz von Navarra unerwarteten Beistand geleistet hätte."

„Ganz gleich, Du wußtest —"

„Sire, ich hatte nicht den Befehl, Beide zu erdolchen."

Die Königin Mutter kam jetzt ebenfalls heran, und das schwarze Gespenst zog sich eilig zurück.

Das Fest hatte eine geheimnißvolle Nebenbedeutung.

Masken redeten sich an, wechselten einige Worte mit leiser Stimme und enteilten, um anderen Platz zu machen.

Diese Gäste bezeichneten sich ihre Opfer.

Plötzlich drängte die Menge aus allen Prachtgemächern in den Saal, worin der Thron sich befand.

„Was giebt es?" fragte Catharina einen Edelmann.

„Der Magier! Der Magier!" schrieen die Masken.

Und ein ungeheurer Beifallsjubel begleitete die Ankunft einer Erscheinung, die einen langen schwarzen Talar und auf dem Haupt das Barett eines Sterndeuters trug.

Das Gesicht dieses Wesens war mit einer feuerfarbenen Maske bedeckt.

Der Magier bewegte sich langsam vorwärts, und bei jedem Schritt, den er zurücklegte, machte die Menge ihm ehrerbietig Platz.

Er näherte sich dem Thron und beugte das Knie vor dem König und der Königin Mutter.

Bei seinem Anblick runzelte Catharina die Stirn, und die Umstehenden, gewohnt, sich sklavisch nach ihr zu richten, betrachteten den Magier mit weniger freundlichen Blicken, als zuvor.

Der Glaube an übernatürliche Künste war damals allgemein verbreitet.

„Wer bist Du?" fragte Catharina den Magier kurz.

„Ich bin ein Schwarzkünstler des Orients," antwortete der Mann mit der feurigen Maske.

„Was willst Du hier am Hofe des Louvre?"

„Der mächtigsten Königin von der Welt die Geheimnisse entschleiern, welche mir die überirdischen Wesen mitgetheilt haben."

„So sprich!"

„Fraget mich, Königin!"

Catharina streckte die Hand aus.

„Was siehst Du?"

„Eine blutige Linie."

„Betrüger!"

„Königin, wollt Ihr Wahrheit oder Lüge hören?"

„Die ganze, volle Wahrheit," sagte Catharina, „wenn ich Euch nicht zu den elenden Gauklern vom Pont-neuf werfen soll."

Mit unerschütterlicher Ruhe griff der Magier wieder nach der Hand Catharina's.

Er forschte lange in den Linien derselben. Dann schien ihn der Inhalt seiner Beobachtungen tief zu erschüttern.

„Nun, vorwärts — laßt mich nicht lange warten!" befahl die Königin.

Der Magier machte eine Kraftanstrengung und begann mit feierlicher Stimme:

„Vier Kindern, aus königlichem Blut entsprossen, ist ein grauenhaftes Schicksal verhängt. Die Eine wird ihren Gatten täuschen, verstoßen werden und in der Weltgeschichte den Namen einer geistvollen Buhlerin tragen —"

„Soll das eine Warnung für mich sein?" rief der Prinz von Navarra spöttisch.

Die Königin gebot Stillschweigen.

„Von den andern drei Kindern," fuhr der Magier fort, „wird das eine zuvörderst eine fremde Krone tragen. Es wird nach Frankreich zurückkehren, wenn —"

„Vollende!"

„Wenn ein düsteres Bild sich entrollt haben wird. O, des Mordes! — ja, der blutige Mord folgt der wollüstigen

Trägheit. Königin, die Linien Eurer Hand haben die Form eines Messers!"

Catharina erbebte. Aber eine falsche Scham, die sie unter einem traurigen Lächeln zu bergen suchte, verhinderte sie, den Magier zu unterbrechen.

Der Letztere fuhr, wie von einer Verzückung dahingerissen, fort:

„Ich sehe ein königliches Gemach, einen Monarchen, der eine Bittschrift liest — einen Mönch, der vor ihm niederkniet — einen mörderischen Dolch! O! Mord! Mord! — das ist das unselige, einem Sohne Frankreichs verhängte Geschick!"

„Genug, genug!" schrie Catharina außer sich vor Entsetzen.

„Laß den Magier vollenden!" rief Karl IX. „Die Weissagung meiner Zukunft fehlt noch zum Schluß dieser Posse! — Hier hast Du meine Hand," sagte er zu dem Astrologen. „Sprich, ich will es!"

Der Unbekannte betrachtete sie.

„Entsetzliches Geschick!" murmelte er. „Das Blut fließt auch hier in vollen Strömen — aber es ist kein königliches Blut — nein! — es ist das Blut von Opfern! O, Gräuel! Entsetzlicher Gräuel!"

Und der düstere Prophet ließ die Hand des Königs fahren.

„Man reiße dem Betrüger die Maske ab!" schrie Catharina.

Zwanzig Hände griffen nach der feuerfarbenen Maske.

Aber die Bestürzung war allgemein, als die Gesichtszüge des Magiers sich zeigten.

Niemand in den Sälen des Palastes kannte den Mann, der die Zukunft der Könige Frankreichs zu prophezeihen gewagt hatte.

„Werft ihn in die Kerker des Châtelet!" rief Catharina und erbleichte trotz der Schminke, die ihre Wangen bedeckte.

Aber bevor dieser Befehl vollzogen wurde, ergriff der Unbekannte einen Sessel und schlug mit demselben so gewaltig um sich, daß die geputzten Hofleute zurückfuhren. Dann stürzte er durch die Prunkgemächer und verschwand in den dunklen Gängen des Palastes in dem Augenblick, als die Garde erschien, um ihn zu verhaften. Zu einem geheimen Ausgang gelangt, warf er Talar und Barett ab.

„Hier durch, gnädiger Herr!" rief eine Stimme. „Der Weg ist frei!"

Die geheime Pforte öffnete sich und Serlabous ließ den Unbekannten entschlüpfen.

XIII.

Das schwarze Gespenst.

Dieser Vorfall machte, wie unsere Leser wohl begreifen werden, einen tiefen Eindruck auf die Theilnehmer des königlichen Maskenballes. Nichtsdestoweniger ließ der Glanz des Festes, der bunte Wechsel seiner Zerstreuungen eine Stunde später den Magier und seine Prophezeihungen vergessen.

Allmälig hatte auch Catharina die Fassung wiedergewonnen.

Sie näherte sich ihrem Sohne und sagte:

„In wenigen Augenblicken wird die königliche Sänfte Dich am Seitenpförtchen des Louvre erwarten."

„Die Stunde ist also schon gekommen?" entgegnete finster der Monarch. „Die Gestirne wollen heut Abend sprechen?"

„Sie müssen!"

„Ich werde mich hinbegeben, Mutter!"

„Nimm Deinen Arzt Botali mit."

„Warum?"

„Er soll Dir beistehen, im Fall Deine Nerven zu schwach sind und es sich wieder einmal bestätigt, daß kein allzu männliches Blut in Deinen Adern fließt."

Während Catharina diese höhnischen Worte sprach, warf sie ihrem Sohne einen gebieterischen Blick zu; dann mischte sie sich lächelnd unter die Menge.

So leise das Zwiegespräch gepflogen ward, war es dennoch von einer Zigeunerin vernommen worden, die sofort in unruhiger Hast sich dem Admiral Coligny näherte, der seit dem Beginn des Abends von dem schwarzen Gespenst beobachtet wurde.

Die Zigeunerin war Niemand anders, als Marie Touchet, der es durch listige Bemühungen gelungen war, sich Eintritt in den Louvre zu verschaffen.

„Herr Admiral!" rief sie leidenschaftlich und lüftete gleichzeitig ihre Maske. „Im Namen des Ewigen, hört meinen Rath! Verlaßt von morgen ab Eure Wohnung nicht mehr!"

„Eure Angst ist unbegründet, meine Dame," antwortete der Admiral. „Uebrigens hat Coligny, gleich jedem Ehrenmann, Nichts zu fürchten, da sein Gewissen rein ist."

Der Admiral konnte oder wollte in der That Nichts fürchten. Er vertraute seinem Muthe und den Freunden des reformirten Glaubens, die ihn, sobald er sich zur Königin Mutter oder in den Rath des Königs begab, zu seiner Deckung begleiteten.

Die Zigeunerin verließ Coligny. Jetzt folgte ihr aber das schwarze Gespenst.

Diese Maske hatte der Weissagung des unbekannten Propheten nicht beigewohnt, oder vielmehr, genöthigt, sich in einem anderen Saale aufzuhalten, hatte sie keine Gelegenheit gehabt, das Angesicht des Magiers zu erblicken.

Marie Touchet nahm die Beharrlichkeit wahr, mit der die unheimliche Gestalt ihr folgte.

Anfangs beunruhigt, dann voller Angst vor einem Verfolger, der sie keinen Augenblick verließ, begab sich die ehemalige Geliebte des Königs mitten in die Menge, um

in dem unruhigen Treiben des Festes seinen Blicken zu entschwinden.

Vergebliche Mühe!

Wohin sie sich auch begab, das Gespenst folgte ihr in geringer Entfernung.

Marie Touchet sah nur ein Mittel, um sich dieser verdächtigen Begleitung zu entledigen: sie beschloß, scheinbar den Palast zu verlassen.

Zu diesem Behufe gab sie sich die Miene, als würde sie plötzlich gerufen. Sie wandte sich zum Ausgange und glitt in die Vorzimmer. Aber der Zweck Marie Touchets, als sie sich in den Louvre begab, bestand nicht blos in der Warnung Coligny's und der Hugenotten vor den Gefahren, die ihnen drohten, sie wollte sich an diesem Abend an dem jungen Mädchen rächen, das sie für ihre Nebenbuhlerin hielt.

Nach ihrer Meinung hatte Renée von Chateauneuf auf ränkevolle Art den Platz im Herzen Karls IX., den sie selbst früher einnahm, erschlichen.

Wohl bekannt mit der inneren Einrichtung des Palastes, wanderte Marie durch ein verworrenes Netz von Gängen zu dem Eingange der kleinen Gemächer, stellte sich in die Vertiefung eines Fensters und wartete, von dichten Vorhängen verdeckt.

„Dort auf der rechten Seite ist das Zimmer Renée's," sagte sie sich. „Wie spät in der Nacht es auch werden mag, meine Nebenbuhlerin muß hier vorbeikommen — und dann —"

Marie Touchet suchte auf mannigfache Art ihren Muth anzufeuern.

„Wer weiß," sagte sie sich lächelnd, „wer weiß — wenn diese Nebenbuhlerin todt ist, vielleicht gewinne ich dann, ich, die er einst so innig geliebt hat, meine ganze Macht zurück!"

Ein Geräusch ließ sich in ihrer Nähe hören.

Marie blickte vorsichtig umher.

Nichts!

Der Gang, in dem die sie verbergende Nische lag, war beinahe dunkel und nur hier und da durch den schwachen Schimmer einer Kerze erhellt.

Wohl glaubte sie einen Augenblick, einen Schatten längs der Wand huschen zu sehen, aber er verschwand so schnell, daß ihn Marie für eine Täuschung ihrer überreizten Phantasie hielt.

Plötzlich näherten sich Schritte; diesmal täuschte sich Marie nicht.

Fräulein von Chateauneuf kehrte allein auf ihr Zimmer zurück.

Das Herz Marie's schlug gewaltig.

Sie öffnete leise das Fenster, das sich hinter ihr befand; dann legte sie sich auf die Lauer, den Kopf in den Vorhängen versteckt.

Renée von Chateauneuf ging langsam und nachdenklich. Der König hatte ihr ein Rendezvous gegeben und das junge Mädchen begab sich vor dem Schluß des Festes auf ihr Zimmer, um sich der Leidenschaft Karls IX. zu entziehen.

Catharina hatte ihr so zu handeln befohlen — Catharina, die mit ihrem Schlangenblick den Wunsch ihres Sohnes errathen und nicht wollte, daß Renée ihm willfahre — denn die Italienerin war mehr als jemals auf die Behauptung der Gewalt, die sie über ihren Sohn übte, bedacht.

Renée gelangte an das Fenster des Ganges. Nur noch wenige Schritte, und sie hatte ihr Zimmer erreicht.

Plötzlich stürzte Marie Touchet wie eine Hyäne hervor, stieß ihren Dolch in die Brust der wehrlosen Ehrendame der Königin Mutter und sprang dann durch das geöffnete Fenster auf einen Balkon, welcher zu einer Hintertreppe führte.

Das ſchwarze Geſpenſt erhob ſich aus einer anderen Fenſterniſche und folgte der Zigeunerin.

Auf den Hülferuf Renée's, die zum Glück nur ganz leicht verwundet worden war, eilten die Diener herbei und brachten ſie auf ihr Zimmer, woſelbſt ein Wundarzt ihr bald einen Verband anlegte.

Marie Touchet hatte ihr Ziel verfehlt.

Während dieſes Vorfalls — die Nacht war ſchon weit vorgerückt — ſtiegen Catharina und Karl IX., in weite Mäntel gehüllt, in eine Sänfte, von der ſie nach dem Palaſt der Königin getragen wurden.

Dieſem Gebäude gegenüber wurden ſie von Botali, dem Leibarzt des Königs, eingeholt.

Die Thür des Palaſtes wurde von Serlabous geöffnet.

Als Karl, Catharina und Botali in den Hof gelangt waren, ſchritten ſie nicht die Haupttreppe, ſondern eine Wendeltreppe empor, die rechts von der Hauptthür lag, und gelangten, nachdem ſie zweihundert Stufen zurückgelegt hatten, in ein rundes, nur halb erleuchtetes, ſeltſam eingerichtetes Gemach.

Ein phantaſtiſches Schauſpiel erwartete den König. —

Bevor wir jedoch die Ereigniſſe im Thurm der Aſtrologen ſchildern, wenden wir uns nach dem Louvre und zu der Zigeunerin, die von dem ſchwarzen Geſpenſt verfolgt wurde, zurück.

Nachdem ein Ceremonienmeiſter der Menge verkündet hatte, daß Ihre Majeſtäten der König und die Königin Mutter ſich in ihre Gemächer zurückzuziehen geruht hätten, verſtummte alsbald das Geräuſch des feſtlichen Abends.

Alles ſchlug den Heimweg ein. Bald darauf herrſchte Schweigen und Finſterniß im Louvre.

Aber das ſchwarze Geſpenſt hatte trotz der Dunkelheit der Nacht die Spuren der Zigeunerin nicht verloren.

Marie Touchet überſchritt ohne Hinderniſſe die Zug-

brücke des Palastes und gelangte in's Freie. Die frische Luft that ihr wohl; sie hielt einen Augenblick im Laufen inne und schöpfte Athem.

Der Verfolger zeigte sich.

Sie glitt in das Netz der kleinen Straßen, die den Louvre umgaben, in der Hoffnung, ihr Feind werde sie aus dem Auge verlieren.

Vergebliche List.

Das Gespenst war da, einige Schritte hinter ihr. Die Angst trieb sie zu den Ufern der Seine, in deren dunklem Schatten sie sich zu verbergen hoffte.

In wilder Hast dorthin gelangt, blickte sie um sich. Sie sah das Gespenst nicht mehr und rief erschöpft:

„Endlich bin ich gerettet!"

In diesem Augenblick legte sich eine schwere Hand auf ihre Schulter.

Der Mordgeselle des Königs stand neben ihr.

Sie wollte einen Schrei ausstoßen. Aber der Schreck lähmte ihre Zunge.

Maurevel stürzte sich auf die Unglückliche und steckte ihr einen Knebel in den Mund. Dann, um das mörderische Werk zum Abschluß zu bringen, band er sein Opfer an Händen und Füßen.

Marie Touchet hatte das Bewußtsein verloren.

In der Ferne hörte man die lustigen Gesänge der Edelleute, die von ihren Gelagen heimkehrten.

Maurevel zog einen Dolch, den er unter seinem schwarzen Talar versteckt trug, und wollte eben der Unglücklichen den Todesstoß geben, als er vom Wasser her das Geräusch sich nähernder Ruderschläge vernahm.

„Beim Henker!" sagte er. „Es wird wohl ausreichen! Die Stricke werden sie verhindern, das Bad zu verlassen!"

Er hob Marie Touchet hoch empor und stürzte sie in die Seine.

Maurevel hatte Kenntniß von dem Besuche Marie's bei der Tochter des Glöckners erhalten. Er wußte durch den Diener des Alchymisten René, der mit Serlabous vertraut war, welche Unterhaltung sie mit ihrem Vater gepflogen. Er erkannte mit einem Worte, daß die ehemalige Geliebte des Königs auf der Fährte ihres Sohnes sich befand und er wünschte nicht, seine Vergangenheit von dem so grellen Lichte dieser Entdeckung beleuchtet zu sehen.

Nachdem er die furchtbare That vollbracht, schlug der Mordgeselle des Königs die Richtung nach dem Palast der Königin Mutter ein.

In demselben Augenblick kam der Nachen heran, dessen Ruderschläge Maurevel vernommen. Er barg eine Anzahl Hugenotten, die heimlich von einer Predigt in der Umgegend von Paris zurückkehrten.

XIV.

Das Wirthshaus zum Erzengel.

In der Straße Bethusy, nicht weit von der Wohnung des Admirals Coligny, lag ein sehr besuchtes Gasthaus. Edelleute, Bürger, Rottmeister, schweizer und französische Gardisten verweilten dort in einem niedrigen Saale beim Glase Wein und tranken auf das Wohl des vielgeliebten Königs Karl IX.

In dieser Gaststube war ein so lebhafter Verkehr, daß Niemand zwei eben eintretende Gäste beachtete.

Diese beiden Gäste hatten geraume Zeit vorher auf der Straße das Wirthshaus zum Erzengel gesucht.

Sie betrachteten die Inschriften und Schilder, die, von Pfeilern und Gesimsen verdeckt, in der Dunkelheit schwer zu erkennen waren.

„Ich sehe Nichts," sagte Etienne Ferrand.

„Meister Mauduit hat auf das Bestimmteste angegeben, daß das Wirthshaus zum Erzengel in der Straße Bethusy sich befinde," erwiederte ein kleiner, verwachsener Mann, der ihn begleitete.

„Aufgepaßt, Esel!" rief plötzlich eine rauhe Stimme.

Diese schmeichelhafte Anrede richtete ein alter Waffenknecht, der aus einer zwischen zwei Pfeiler geklemmten Thür hervortrat, an den Buckligen.

Der betrunkene Soldat gab stolpernd dem Gefährten Etienne's einen unsanften Stoß. Der Schädel des Buckligen stieß gegen eine eiserne Leiste. Er rieb sich die Nase und blickte unwillkürlich zu dem Gegenstande empor, gegen den er angeprallt war. In demselben Augenblick rief er vergnügt:

„Papperlappap! Meister Etienne!"

„Was willst Du?" antwortete dieser, der auf der andern Seite der Straße seine Nachforschungen anstellte.

„Halt, leset nur — auf dieser verwünschten Blechplatte, an der ich mir eine Beule auf der Stirn gestoßen habe, als hätte ich nicht genug an derjenigen, die ich auf dem Rücken trage —"

„Wirthshaus zum Erzengel," las der junge Arbeiter.

„Hei, die Sache fängt gut an!" rief der Bucklige und begann seine Reibungen von Neuem.

„Laß uns eintreten, Clopinet, und mit Klugheit zu Werke gehen."

Eben wollte Etienne die Schwelle der Schenke überschreiten, als Clopinet seinen Arm ergriff.

„Hört, Freundchen," sagte er, „was auch geschehen möge, heut bleiben wir jedenfalls nicht lange in diesem Wirthshause, nicht wahr?"

„Es kommt darauf an! Finde ich meinen Mann nicht, so gehe ich bald; ist er aber da — dann wollen wir weiter sehen."

„O, nicht doch — das will mir gar nicht zusagen! Ich lege mehr Werth auf das Geschäft in Gentilly."

Die Stirn des jungen Mannes umwölkte sich. Er drückte Clopinet's Hand und sprach:

„Was auch heut vorfallen mag, Du begiebst Dich jedenfalls Abends auf Deinen Posten."

Die beiden Freunde traten nun in das Wirthshaus zum Erzengel. Alle Tische waren besetzt, mit Ausnahme eines

neben einer kleinen Treppe, die zu den Zimmern des ersten Stocks führte.

Etienne und der Bucklige rückten Sessel an den Tisch und nahmen vor ihm Platz.

Der Wirth brachte eine Kanne Wein und zwei Becher. Sie ließen ihre Blicke in dem niedrigen, weit ausgedehnten Saal, der in diesem Augenblick mit Soldaten aller Waffengattungen gefüllt war, umherschweifen.

„Clopinet," sagte Etienne ganz leise, „ich sehe den Mann nicht, den wir hier suchen."

„Er ist vielleicht im Augenblick noch nicht hier, aber er wird sicher erscheinen."

„Woher weißt Du das?"

„Erstens haben es uns glaubwürdige Personen versichert, daß er regelmäßig hierher kommt —"

„Und dann?"

„Und dann bitte ich Euch, nur einen Blick auf die verdächtigen Gesichter der Leute zu werfen, die dort unten rechts neben dem Fenster sitzen."

Kaum hatte er dies gesagt, so drückte Etienne krampfhaft seinen Arm und vermochte kaum einen Schrei zu unterdrücken.

„Was habt Ihr denn?"

„Nichts! Nur hinter dem Tisch, von dem Du sprichst, liegt eine niedrige Thür, nicht wahr?"

„Ja wohl, ich sehe sie deutlich."

„Nun wohl! Ein Mann kam eben aus dieser Thür. Er sprach mit einem der Trinker und zeigte auf mich — dann verschwand er. Das Ganze war das Werk eines Augenblicks!"

„Bah! Ihr irrt Euch wohl!" sagte Clopinet. „Euer Gemüth ist so aufgeregt, daß Euer Auge Euch zu täuschen geneigt ist!"

„Nein, sage ich Dir! Ich habe richtig gesehen! Der

Mann, der an der kleinen Thür erschien, ist niemand Anders, als der Büchsenschütze von der Wechslerbrücke."

Clopinet erschrak.

„Blitz," sagte er, „dann muß ich annehmen, daß wir auf unserem Wege durch die Vorstadt von Spionen beobachtet worden sind!"

„Wohl möglich! Seien wir daher um so mehr auf der Hut!"

„Zum Teufel, das Ding ist seltsam!"

„Still, man beobachtet uns!"

Etienne hatte sich nicht getäuscht.

Während diese Unterredung leise geführt wurde, hatten die Gäste an dem von Clopinet bezeichneten Tisch unter einander zu flüstern begonnen.

Hierauf zeigten sie mit dem Finger auf den Färber und seinen Gefährten.

Endlich stand Einer von ihnen, der die Uniform der Rottmeister bei der Garde trug, auf und schritt langsam durch den Saal. Als er aber bei Etienne vorbeiging, gab er dem Sessel, auf dem dieser saß, einen heftigen Stoß.

Der junge Mann fühlte wohl, daß der Soldat ihn absichtlich beleidigte, und wollte sich zornig erheben.

Aber Clopinet hielt ihn zurück.

„Es ist nicht mit Absicht geschehen — oder nur ein Späßchen," sagte er, lächelnd zu dem Soldaten gewandt, und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Beim Himmel, kalt Blut!"

Nachdem der Rottmeister seinen Platz wieder eingenommen hatte, stand ein Anderer auf und beobachtete dasselbe Verfahren gegen Etienne; dann ein Dritter, dann ein Vierter.

Es war jetzt augenscheinlich, daß es auf einen Streit mit Etienne Ferrand abgesehen war; Letzterer bedurfte eines hohen Grades von Selbstverläugnung, um die fortgesetzten Beleidigungen erdulden zu können. Bei jeder Wiederholung

des schimpflichen Auftritts wurde er bleicher, während der Bucklige die Sache in's Scherzhafte zu ziehen und hierdurch die Aufregung seines Freundes zu besänftigen suchte.

Ein fünfter Rottmeister ging vorbei und warf den Tisch, an dem unsere Freunde saßen, um.

Jetzt war es zu viel.

Etienne vermochte sich jetzt nicht mehr zu beherrschen.

Mit einem Satz sprang er empor und rief:

„Elende, feige Schurken! Wenn ich ein Schwert hätte, so würde ich Eure Frechheit zu züchtigen wissen!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, so zogen die Soldaten blank und stürzten unter Verwünschungen und Flüchen auf Etienne los.

Ein Mord war zu erwarten.

Verzweifelt stellte sich der Bucklige vor seinen Freund und rief:

„Feiglinge, schämt Ihr Euch nicht, Unbewaffnete anzugreifen?"

Beinahe gleichzeitig flogen zwei Schwerter vor den beiden Freunden auf die Diele der Gaststube nieder.

„Hurrah, los auf die Hallunken!" ließ eine dröhnende Stimme sich vernehmen.

Ohne den glücklichen Zufall, der ihnen zur Hülfe kam, zu prüfen, ergriff Etienne das eine Schwert, und auch der kleine Clopinet gab einen Beweis seines Muthes, indem er das andere ergriff und gar verwegen mit gezückter Waffe eine kriegerische Stellung einnahm.

Plötzlich veränderte sich die Scene. Der Ruf: „Hurrah, los auf die Hallunken!" war von einem Manne in mittleren Jahren ausgegangen, welcher den Vorgang genau beobachtet hatte.

Wir müssen die Aufmerksamkeit unserer Leser einen Augenblick auf die Persönlichkeit richten, die im Moment der Gefahr unseren Freunden zur Hülfe kam.

Es war ein Herr von hoher und stattlicher Gestalt, eine würdevolle, männliche Erscheinung. Ein dunkles, eng anschließendes Wamms hob die Schönheit seines Wuchses, und das edle, charaktervolle Haupt, von einem schwarzen Hut mit weißer Feder beschattet, machte einen bedeutsamen Eindruck.

Der Fremde trat einen Schritt vor. Er pfiff schrill und durchdringend.

Sofort trat die Wirkung dieses Signals ein.

Wir haben bereits erwähnt, daß in dem Gastzimmer, außer den Rottmeistern, eine Anzahl schweizer Gardisten anwesend war.

Sie saßen schmauchend beim Kartenspiel im Hintergrunde und kümmerten sich anscheinend gar nicht um das, was sonst in der Gaststube vorging.

Kaum hatte jedoch der Fremde das Zeichen gegeben, so sprangen sie wie auf gemeinschaftliche Verabredung von ihren Plätzen und warfen sich den Angreifern Etienne's entgegen.

Sie erfochten einen leichten Sieg, da sie den Rottmeistern an Zahl bei Weitem überlegen waren, und nach wenigen Augenblicken waren die Letzteren genöthigt, die Flucht zu ergreifen, von dem Gelächter ihrer Gegner verfolgt, die ruhig wieder zum Spiel zurückkehrten.

Etienne's Blick fiel jetzt auf den Mann mit der weißen Feder auf dem Hut, der ihn ebenfalls zu beobachten schien, und dem Gefühl der Dankbarkeit folgend, ergriff er seine Hand mit den Worten:

„Ich danke Euch von ganzem Herzen, Ihr seid mein Retter!"

„Papperlappap!" rief der Bucklige. „Ich kenne die Vorsehung persönlich nicht, aber Ihr macht auf mich den Eindruck, als wäret Ihr von ihr als ein guter Engel Etienne und mir zur Hülfe geschickt worden!"

„Heißt Ihr Etienne?" fragte der Unbekannte den jungen Arbeiter.

„Ja, Etienne Ferrand!" antwortete dieser. „Aber darf ich um Euren Namen bitten, gnädiger Herr? Nennt ihn mir, ich bitte Euch darum, er soll nie aus meinem dankbaren Gedächtniß entschwinden!"

Der Unbekannte zauderte einen Augenblick.

„Später — wenn wir uns wiedersehen."

„Blitz! Er ist kein Schwätzer, der Edelmann," dachte der Bucklige.

„Aber sagt mir, was habt Ihr in diesem Wirthshause zu schaffen?" fragte der Unbekannte. „Wußtet Ihr denn nicht, daß hier täglich Schlägereien zwischen Katholiken und Hugenotten stattfinden? Was sucht Ihr hier?"

„Ich suchte — einen Menschen," antwortete Etienne nicht ohne Verlegenheit, und seine Gedanken kehrten erst jetzt zu dem Zweck, den er verfolgt hatte, zurück.

„Sehr schön, Ihr macht es wie Diogenes in den alten Zeiten! Werdet Ihr glücklicher als Diogenes sein?"

„Ich hoffe es, gnädiger Herr, denn ich habe den Mann, den ich suche, vorhin dort durch die kleine Thür eintreten und ebenso schnell verschwinden sehen. Er soll mir nicht entgehen!"

„Teufel, Ihr macht ein so böses Gesicht, daß ich annehme, es giebt zwischen Euch und dem Manne, den Ihr suchet, eine schlimme Abrechnung!"

„Allerdings!"

„Werdet Ihr mich nicht für zudringlich halten, wenn ich Euch nach der Ursache Eures Grolls frage?"

„Ihr seid mein Wohlthäter und ich wäre undankbar, wenn ich Eurem Wunsche nicht willfahre. Die Sache ist folgende: Ohne allen Grund — wenigstens ist mir ein solcher unbekannt — hat ein Elender mich ermorden wollen."

„Und dieser Elende heißt?"

„Maurevel."

„Der Mordgehülfe des Königs!" flüsterte der Fremde und fuhr überrascht zurück.

Dann aber schnell gesammelt, als wolle er seine Bewegung verbergen, fuhr er fort:

„Erzählt mir doch den Hergang der Sache."

Etienne erzählte mit großer Ausführlichkeit den Zusammenhang.

„Traun, junger Mann," bemerkte der Unbekannte, der aufmerksam zugehört hatte, „Eure Erzählung führt mich, wie ich glaube, auf die richtige Fährte. Aber da ich nun die Vergangenheit kenne, so laßt uns von der Gegenwart sprechen. Ihr wollt Genugthuung verlangen von Maurevel — wenn ich nicht irre."

„Allerdings!" antwortete Etienne mit ernster Stimme.

Der Unbekannte betrachtete den jungen Mann gerührt.

„Ihr macht Euch also wenig aus dem Leben," sagte er, „da Ihr Euch mit dem gefährlichsten Raufbold in der Hauptstadt messen wollt!"

„Was mache ich mir aus dem Leben? Die Beleidigung darf nicht ungerächt bleiben."

„Blitz, Ihr sprecht wie ein Edelmann, und doch scheint Ihr mir Eurer Kleidung nach —"

„Ein Arbeiter zu sein. Ja, ich bin ein Arbeiter — aber darf unter einem schlichten Rock kein edles Herz schlagen?"

„Braver junger Mann!" murmelte der Unbekannte.

„Was meint Ihr, gnädiger Herr?"

„Ich meine — ich meine, daß es mir sehr schmeichelhaft sein würde, wenn Ihr mir erlaubtet, Euer Sekundant gegen Maurevel zu sein."

„Ich nehme Euer Anerbieten mit bestem Danke an," sagte Etienne.

„Und ich werde Euch gut sekundiren, das schwöre ich

Euch! Doch nehme ich mir die Freiheit, Euch zwei Bedingungen zu stellen."

„Worin bestehen sie?"

„Das will ich Euch sagen. Die erste Bedingung ist, daß ich selbst Eure Forderung dem Büchsenschützen an der Wechslerbrücke überbringe."

„Weshalb wollt Ihr Euch mit dieser Bürde belasten? Haltet Ihr mich für fähig, sie Euch aufzuerlegen?"

„Mein junger Freund, wenn Ihr die zu dem Zweikampf nöthigen Schritte machen wollt, so könntet Ihr leicht in eine Schlinge gerathen. Ihr habt nicht Lebenserfahrung genug und kennt den Gegner nicht, mit dem Ihr Euch messen wollt!"

„Gut — ich vertraue Euch ganz, gnädiger Herr."

„Die zweite Bedingung ist, daß das Duell auf italienische Art stattfindet."

„Worin besteht diese?"

„Daß nämlich die Gegner und Zeugen sich die Gesichter mit einer schwarzen Maske verhüllen, in der nur Oeffnungen für die Augen gelassen sind."

„Weshalb diese seltsame Bedingung?"

„Ich kann Euch die Gründe nicht angeben, und bitte Euch nur, mir volles Vertrauen zu schenken."

„Genug, ich bin mit Euren Bedingungen einverstanden. Also auf übermorgen!"

„Wo wohnt Ihr?"

„In der Färberei von Giles Gobelin."

„Ich komme zu Euch. Auf Wiedersehen, Etienne!"

„Auf Wiedersehen, gnädiger Herr!"

Die beiden jungen Leute verließen die Gaststube zum Erzengel, während der Unbekannte ihnen sinnend nachblickte.

„Nun, wie denkst Du über das Abenteuer, Clopinet?" fragte Etienne.

„Ich denke, daß wir Gott danken müssen, mit heiler

Haut davongekommen zu sein!" antwortete der Kleine heiter. „Aber, zum Teufel, weshalb wollt Ihr Euch denn durchaus mit diesem Maurevel schlagen?"

„Das möchtest Du gern wissen?"

„Sagt vielmehr, ich brenne darauf."

„So sieh nur her."

„Was ist das? Ein mit einem Diamanten geschmückter Ring. Blitz, das nenne ich einen funkelnden Stein — das reine Sonnenlicht! Aber ich begreife nicht, wie dieser Ring —"

„Erinnerst Du Dich," unterbrach ihn Etienne, „daß ich Dir eines Tages erzählte, wie ich Jean Garnier aus der Wohnung des Glöckners hinauswarf?"

„Ja, ich erinnere mich genau."

„Kaum war der Metzger fort, so fand ich an der Erde diesen Ring."

„Tausend, der Schurke scheint die Edelsteine zu lieben."

„Kannst Du lesen, Clopinet?"

„Ein wenig — das kleine Fräulein Martha hat mir Unterricht gegeben."

„Betrachte das Innere des Ringes."

Der Bucklige nahm ihn in die Hand und buchstabirte einen Namen, dessen Buchstaben darin eingegraben waren.

„C a t h a r i n a. Catharina!" rief er erschreckt.

* * *

Dieser Vorfall fand vor dem Maskenball im Louvre statt, den wir bereits geschildert haben.

Der Unbekannte, der bei diesem Feste die Rolle des Magiers spielte, war der Beschützer Etienne's.

Wenden wir uns jetzt zum Thurm der Astrologen.

XV.

Der Thurm der Astrologen.

Zur Zeit, in der diese Erzählung spielt, war der Glaube an die Zauberei in ganz Frankreich verbreitet.

In Paris allein zählte man über dreißigtausend Zauberer von Beruf.

Diese Zahl wurde ganz genau festgestellt, als der Zauberer, der an ihrer Spitze stand, die Tortur erdulden mußte — nachdem er selbst seine Genossen angezeigt hatte.

Am Hofe wagten die Damen Nichts zu thun, ohne zuvor den Rath der Sterndeuter eingeholt zu haben, die sie ihre „Barone" zu nennen pflegten.

„Das Uebel war gegen Ende des Jahres 1572 so groß geworden," sagt ein Geschichtsschreiber der damaligen Zeit, „daß es nicht nur der Kirchenstrafen, sondern auch des Ansehens der weltlichen Gewalt bedurfte, um den Verkauf der Almanache zu verhindern, in denen die Sterndeuter sich die Freiheit nahmen, nach ihrem Belieben zu verkündigen und zu weissagen.

„Das Concilium von Bordeaux schritt mit peinlichen Strafen gegen die Verfasser dieser Werke ein. Die Einen wurden am Halse aufgehängt, „so lange, bis der Tod erfolgte", die Anderen wurden in „gar schönen und guten

Kesseln voll siedenden Peches gebadet", Andere endlich auf Scheiterhaufen verbrannt.

„Aber während die bürgerliche und geistliche Obrigkeit gegen Zauberer und deren Genossen wüthete, hatte sie noch nicht gewagt, der sogenannten weißen Magie den Krieg zu erklären, weil diese von vornehmen Persönlichkeiten am französischen Hofe und namentlich von Catharina von Medicis geübt wurde, die jene Wissenschaft des Aberglaubens vortrefflich zu ihren geheimen Zwecken zu gebrauchen wußte."

Nach dieser Schilderung der abergläubischen Irrthümer, die zu einer Zeit voll blutiger Ereignisse theils in gutem Glauben gehegt, theils zu furchtbaren Zwecken gefördert wurden, werden unsere Leser die Vorgänge im Palaste der Königin, die jetzt geschildert werden sollen, begreiflich finden.

Wir haben bereits erzählt, wie Catharina von Medicis und Karl IX. zum Thurm der Astrologen emporstiegen, und angeführt, daß sich ein seltsames Schauspiel den Blicken des kleinmüthigen Monarchen darbot.

Betrachten wir jetzt die innere Einrichtung des Saales der Magie im Thurm der Astrologen.

Dieser vollkommen runde Saal war rings mit kleinen Glasfenstern umgeben, die zur Beobachtung der Gestirne an der Seite aufgehängt waren.

Der Thurm war durch Pechfackeln erleuchtet, die ein flackerndes Licht versandten und deren durchdringender Geruch das Gehirn belästigte.

Hier und da sah man an den Wänden die Hörner seltener Thiere, ausgestopfte Vögel, mit ausgespreizten Flügeln angenagelte Fledermäuse, endlich eine große Anzahl blauer und rother Flaschen, die mit Schlangen und Kröten gefüllt waren.

Mitten im Saal stand ein großer Tisch und ein das Himmelsgewölbe darstellender Globus.

Als Catharina und der König eintraten, erwarteten sie mehrere Personen. Die Einen trugen einen langen schwarzen Talar mit feuerfarbenen Flittern, die Anderen waren nach der Sitte des Tages gekleidet.

Die Astrologen in schwarzem Talar waren René, der Alchymist, Hieronymus Touchet und der Italiener Zamet.

Unter den Andern, die aus bestimmten Gründen an der königlichen Komödie Theil nehmen sollten, befanden sich Maurevel, Serlabous, Petruzzi und der Graf Retz.

Der Italiener Zamet hatte anfangs den Vorsitz bei den Bräuchen der weißen Magie, die einen tiefen Eindruck auf das Gemüth Karls IX. machen sollte.

Catharina gab das Signal.

Der König nahm Platz, gegenüber dem Tisch, auf dem die kabbalistischen Bücher ruhten, deren phantastische Zeichen seine Blicke unruhig durchliefen.

„Die Gestirne versenden heut einen strahlenden Glanz," begann Catharina in rauhem Kehlton.

„Besser als jemals sind sie heute geneigt, ein Spiegel der irdischen Schicksale zu sein," fuhr der Astrologe Zamet fort.

Und während René, der Alchymist, und Hieronymus durch ein Fernglas die gestirnte Himmelsgegend betrachteten, näherte sich der Italiener dem Tische Karls IX.

Um in der Zukunft zu lesen, bediente er sich gewisser Spiegel und geheiligter Bildnisse.

Er bannte die bösen Geister in Kreise, und in einer seltsamen Sprache, die allen uneingeweihten Personen unverständlich war, rief er die guten Dämonen an, die angeblichen Geister der Gestirne, die von René und Hieronymus beobachtet wurden.

Der Italiener zündete hierauf Feuer in einem Kohlenbecken an, aus dem eine, einen seltsamen Dunst verbreitende Flamme emporschlug.

„Das Licht ist roth wie Blut!" schrie er mit furchtbarer Aufregung.

„Das Antlitz der ätherischen Welt ist erblichen!" riefen René und Hieronymus Touchet, sich dem Tische nähernd.

„Das Schicksal befiehlt es — die Buße muß sich vollziehen!" sagte die Königin Mutter und legte ihre Hand auf die Schulter des Königs.

Ein kalter Schweiß perlte auf der Stirn des Monarchen.

Er zögerte, seine Einwilligung zu der grauenhaften That, die man von ihm verlangte, nämlich: zum Morde aller Hugenotten Frankreichs, zu geben.

Zamet setzte seine kabbalistischen Beschäftigungen fort.

Während dieser Zeit fand folgendes halblaut geführte Gespräch zwischen der Mutter und dem Sohne statt.

„Denke an Deine Krone, Karl!"

„Ich werde ihre Last nicht mehr tragen können, wenn sie mit Strömen von Blut bedeckt ist!"

„Dein Bruder Anjou wird Deine Schwäche benutzen — hüte Dich!"

„Um solchen Preis mag ich die Volksgunst nicht erkaufen!"

„Dein Bruder d'Alençon schlägt mit vollen Segeln den Weg zum Throne ein."

„Ich will lieber in die Verbannung gehen, wenn sie mir den Frieden der Seele gewährt!"

„Die Könige steigen niemals lebendig von dem lilienduchwirkten Thronsessel."

„Ach, Mutter, warum hast Du mich zum Könige gemacht?"

„Um Dir jenen Ruhm zu verleihen, welcher der Stolz der königlichen Häuser ist — den Dir freilich Montmorency beinahe für immer entrissen hätte."

Karl IX. runzelte die Stirn.

Catharina wußte, daß sie die empfindlichste Stelle berührt hatte.

„Dieser Ruhm droht Dir abermals zu entgehen," fuhr sie fort. „Montmorency ist todt, das ist wahr — aber seine ehrgeizigen Bestrebungen haben Nachfolger! Coligny lebt, und wartet nur, daß das jauchzende Volk ihn auf sein Schild hebt."

„Nein, das soll nun und nimmer geschehen!" rief der König gereizt.

„Von allen Seiten eilen die Hugenotten nach Paris — gleich den Fluthen eines stürmischen Meeres drängen sie drohend heran! Bald werden ihre furchtbaren Horden den Louvre umgeben — Du wirst dann nicht mehr blos das Messer der Reformirten zu fürchten haben, nein, sondern die Schande! Ich sehe Dich zum Hochgericht geschleift — ich sehe die Geier den Galgen umschweben, an dem Dein Leichnam schmachvoll im Winde schaukelt!"

Karl IX. stieß einen Schrei des Entsetzens aus und verlor das Bewußtsein.

Die Theilnehmer jener geheimnißvollen Zusammenkunft eilten dem König zu Hülfe.

Der Arzt Botali schritt bereits an's Werk.

Während der Letztere den Sohn Catharina's flüchtige Salze einathmen ließ, war Hieronymus Touchet eifriger als die Andern beschäftigt, den Körper des schwachen Monarchen zu halten, dessen Glieder gleich dürren, vom Winde bewegten Reisern erzitterten.

Unbemerkt ließ Hieronymus in das Wamms des Königs die Büchse mit dem giftigen Teige, den er in dem Laboratorium des Alchymisten René zusammengesetzt, hineingleiten.

„Das Uebrige ruht in Gottes Hand!" murmelte er.

„Und jetzt entfleuch!" flüsterte ihm eine Stimme in's Ohr.

Es war René, der Alchymist, der allein die That des Greises bemerkt hatte.

Hieronymus Touchet benutzte die allgemeine Verwirrung, um den Rath seines Freundes zu befolgen.

Als Karl IX. wieder zu sich kam, traf sein verstörter Blick das gebieterische Auge der Königin.

„Ja, ja!" flüsterte er mit schwacher Stimme. „Ich gehorche Deinem Willen."

„Der König befiehlt es!" rief Catharina, den Triumph der Hölle auf ihren Zügen.

„Ich bin bereit!" antwortete Maurevel.

Der Italiener Zamet schritt unmittelbar zu einer unheimlichen Ceremonie der Zauberkunst.

Petruzzi trug eine Wachsfigur herbei, deren Gesichtszüge eine auffallende Aehnlichkeit mit denen des Admirals Coligny hatten.

Hierauf ergriff Zamet ein Messer und stieß es der Gestalt in's Herz.

Sofort spritzte ein Blutstrahl aus der Wunde.

„Es fließt Blut! Er ist schuldig!" rief Catharina, „sein Leben ist verwirkt!"

Und sie überreichte dem Könige ein mit einem Wappen versehenes Pergament, unter dessen Inschrift der König nur seinen Namen zu setzen brauchte.

„Sire, unterzeichnet nicht! Die Ehre des königlichen Namens wäre für immer verloren!" rief in diesem Augenblick eine feierliche Stimme.

Catharina wandte sich gleich einer verwundeten Schlange zurück und erblickte eine reichgekleidete Frau, deren Gesicht eine Maske verhüllte.

„Verrath! Wer hat dies Weib eindringen lassen!" schrie die Königin Mutter, wüthend über das unerwartete Hinderniß, das ihrem teuflischen Plan entgegentrat.

Drei Männer stürzten mit gezückten Dolchen auf die

Unbekannte. Diese drei Männer waren Maurevel, Petruzzi und Serlabous.

Die Unbekannte streckte ihnen eine Haselgerte entgegen — und in demselben Augenblick wichen die Wüthenden entsetzt zurück. Die Gerte vom Haselstrauch war das Merkmal der höchsten Würde der Magie.

Catharina selbst fuhr unwillkürlich entsetzt zusammen.

„Zurück!" rief die Fremde mit hohler Stimme. „Wagt es nicht, Eure Hand an die Königin der Magie zu legen!"

„Sprich!" rief Karl IX. heftig, indem er in diesem Zwischenfall eine Veranlassung, den Befehl nicht zu unterzeichnen, zu finden hoffte.

„Sire, im Namen des gestirnten Himmelsgewölbes, auf dem die Geschicke der Könige verzeichnet sind, unterschreibet nicht das Todesurtheil eines ganzen Volkes!"

„Ist eine Gefahr vorhanden?"

„Ja, zumal für Eure Majestät!"

„Sprich Dich deutlicher aus!"

„Das vergossene Blut wird allein über Euch kommen und seine Ströme werden Euer gequältes Herz ersticken!"

„Man verschwört sich also gegen mein Leben!"

„Viel schlimmer, man verschwört sich gegen Eure Königliche Ehre!"

„Und wer denn? Sprich — ich will es!"

Die Magierin warf einen Seitenblick auf Catharina, die, in die Vertiefung einer Nische gelehnt, gleich einer Wölfin den Augenblick zum Sturz auf ihre Beute zu erlauern schien.

„Wohlan, ich warte!" befahl der König.

„Ich kann mich in diesem Augenblick nicht aussprechen," antwortete stockend die Verhüllte.

„Siehst Du nicht, daß hier Verrath im Spiele ist!" rief Catharina.

Dann zu ihren Schergen gewandt, sagte sie:

„Ergreift die Abenteurerin!"

Maurevel bewegte sich.

„Sire," rief die Unbekannte, „das Blut wird Euch wie ein Purpurmantel umgeben."

„Verlaß mich!" sagte der schwache Monarch, bereits von Neuem der Herrschaft seiner Mutter unterworfen.

„Ich will Euch nicht verlassen! Ist die Gefahr Euch gleichgültig?"

„Von dannen, Tochter der Lüge!"

„Behütet Euer Gewissen — damit die Hölle Euch nicht verschlinge!"

Catharina winkte und Maurevel warf sich auf die Prophetin, um ihr die Maske zu entreißen.

Die Königin wollte das Antlitz ihrer Feindin sehen.

Plötzlich stürzte ein Mann mit niedergeschlagener Kapuze durch eine Tapetenthür in den Saal und sprang zwischen den Mörder und die Magierin.

Mit Blitzesschnelle flüsterte er Maurevel einen Namen in's Ohr.

Der Mordgehülfe des Königs taumelte zurück.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, nahm der Unbekannte die Magierin in seine Arme und verschwand mit ihr durch die geheime Thür.

Bald darauf langte der Retter und die von ihm beschützte Dame vor dem Hause der ehemaligen Geliebten des Königs an.

Vergebens hatte die Prophetin auf dem Wege mehrere Fragen an den Unbekannten gerichtet.

Diese Persönlichkeit, in der unsere Leser bereits den Schwarzkünstler vom Maskenball im Louvre und den Beschützer Etienne Ferrands im Wirthshause zum Erzengel wiedererkannt haben werden, beharrte in vollständigem Schweigen.

An der Pforte des Hauses verbeugte er sich und wollte

gehen, als Marie Touchet — der Leser wird errathen haben, daß sie die Unbekannte war — noch einmal inständigst mit den Worten sich an den Fremden wendete:

„Ich bitte Euch, nennt mir den Namen meines Erretters!"

„Legt Ihr viel Werth darauf, ihn zu erfahren?"

„Gewiß, ich sehne mich nach der Gelegenheit, die Schuld meiner Dankbarkeit abzutragen."

„Wohlan —"

Der Unbekannte machte eine Bewegung, als wolle er die Kapuze zurückschlagen; dann aber hielt er plötzlich inne und sagte ernst:

„Ihr werdet später meinen Namen erfahren. Auf Wiedersehen!"

Allein geblieben, verlor sich Marie Touchet in Vermuthungen. Sie suchte vergebens in den verborgensten Falten ihres Gedächtnisses, wo und bei welcher Gelegenheit sie den Klang dieser Stimme schon vernommen habe. Keine Erinnerung hellte das Dunkel auf, in das der Unbekannte sich hüllte.

Wir werden zur Zeit unsern Lesern erzählen, wie Marie Touchet dem Tode entgangen war und welche Ereignisse in der Frist stattfanden, die seit dem Augenblick, da Maurevel sie in die Seine stieß, bis zu ihrem Eintritt in den Saal der Magie verflossen war.

Kehren wir nun zum Thurm der Astrologen zurück.

In der Hast, den König zu dem Befehl zu bestimmen, der für ihre Pläne so nothwendig war, gab Catharina von Medicis sich nicht die Mühe, den Unbekannten und die zweideutige Prophetin verfolgen zu lassen.

Auf ihrem System der geistigen Tortur beharrend, entriß sie gewissermaßen mit Gewalt dem König die Einwilligung, und der Mordgehülfe Maurevel wurde mit der Vollstreckung eines großen politischen Mordes beauftragt, der

das Signal zu einem allgemeinen Werke des Schlachtens und der Metzelei geben sollte.

Nachdem diese Entscheidung getroffen war, näherte sich der Graf Retz, der den günstigen Augenblick nur erwartet zu haben schien, dem Mordgesellen des Königs.

„Maurevel," sagte er zu ihm, „übernimmst Du ohne Rückhalt den Königlichen Auftrag, mit dem Dich unser gnädiger Herr betraut hat?"

„Ja, ich nehme ihn an," antwortete der Mörder. „Und diesmal werde ich mein Ziel zu treffen wissen."

„Bedenke, daß Deine That ruhmvoll und mächtig in das Rad der Geschichte eingreifen —"

„Daß Dein Name in den Annalen des Katholicismus ewig gepriesen," fügte Catharina hinzu, „und —"

„Von der Nachwelt verflucht werden wird," ergänzte Maurevel lächelnd. „Mir gleich — ich habe mein Wort gegeben, und werde es zu halten wissen!"

„Hier ist das Angeld," sagte der Graf Retz und überreichte dem Helfershelfer der Königin einen mit Goldstücken gefüllten Beutel.

Während die Königin Mutter diesem verruchten Handel beiwohnte, fiel ihr Blick unwillkürlich auf die Hände Maurevels.

„Was hast Du mit dem Ringe gemacht, den ich Dir im Louvre schenkte?" fragte sie ihn leise.

„Der — Ring —" wiederholte Jener verlegen.

„Ja!"

„Ei nun — es ist ein eigenes Ding. Ich habe eine Kugel daraus gießen lassen und werde das Gewehr damit laden, das für das erste Opfer bestimmt ist."

* * *

Folgen wir dem Wege des Unbekannten, nachdem er Marie Touchet verlassen.

Träumerisch sinnend wandelte er nach dem Wirthshause zum Erzengel, wo er Wohnung genommen, als er plötzlich die Annäherung der Stadtwache von der Seite des Louvre hörte.

Um diese Stunde der Nacht mußte jeder Einwohner, der auf der Straße von der Wache getroffen wurde, Auskunft über den Zweck seines Weges geben und konnte, wenn er verdächtig schien, leicht verhaftet werden.

Wenig geneigt, den Fragen, die zuverlässig Messire Gabaston, der Hauptmann der Wache, an ihn gerichtet hätte, Rede zu stehen, verschwand er in der Richtung des Kirchhofes des Innocents.

Hinter einem Pfeiler versteckt, in einer Gasse, die an die Straße St. Denis stieß, wartete er, bis die Wache vorüber marschirt war.

Endlich hörte er die Tritte der Soldaten nicht mehr und wollte eben aus seinem Schlupfwinkel hervortreten, als er bei dem bleichen Strahl des Mondes ein seltsames Schauspiel wahrnahm.

Aus einem Fenster, das ihm gegenüber lag, wurde eine Strickleiter heruntergelassen.

Ein Mann stieg die Stufen herab, hielt sich an den Mauervorsprüngen fest, um so geräuschlos wie möglich seinen Weg zurückzulegen, und entfloh, auf die Straße gelangt, pfeilgeschwind.

„Gewiß ein Liebender, den seine Schöne entläßt," dachte der Unbekannte lächelnd.

Als aber die Strickleiter leise wieder hinaufgezogen wurde, war unser geheimnißvoller Held neugierig genug, nach der Freundin des Flüchtlings emporzublicken.

Behutsam steckte er den Kopf vor.

Im ersten Stock des Hauses, dem gegenüber er sich be-

fand, unterſchied er zuvörderſt die Umriſſe einer zarten Hand, dann ein jugendliches und lächelndes Antlitz.

„Ei, der Tauſend!" dachte er. „Ein unerwarteter Umſtand kommt mir zur Hülfe. Was, Teufel, mag denn die Prinzeſſin Margaretha in dieſem entlegenen Hauſe zu thun haben!"

XVI.

Eine Kriegsliſt Clopinets.

Unſere Leſer werden ſich vorſtellen können, daß die Freunde Alice's ſeit den Vorfällen in Loyſels Wirthshauſe nicht unthätig geblieben waren.

Jedenfalls hatte Caget, dem der Gerber Landry auf den Zahn gefühlt zu haben glaubte, keineswegs den Kopf verloren.

Vielmehr war die ganze Komödie der Trunkenheit, die er mit ſo gutem Geſchick ſpielte, eine liſtige Veranſtaltung Jean Garniers geweſen.

Als die Gäſte ſich entfernt hatten, ſtand der Trunkenbold langſam auf, ging ſchwankend im Zickzack bei Loyſel, der ihn ſcharf beobachtete, vorüber, und nachdem er verſchiedene Wege hin und her durch die Vorſtadt gemacht, um etwaige Beobachter von ſeiner Spur abzubringen, ſuchte er ſeinen Meiſter auf, der im Schlachthauſe der Straße Pot-de-fer ihn erwartete.

Wir brauchen die Unterhaltung, die zwiſchen Beiden ſtattfand, nicht zu erzählen, da unſere Leſer bald die Folgen derſelben kennen lernen werden. Jedenfalls verdient hervorgehoben zu werden, daß Caget nur als Spion von Garnier ausgeſchickt war, um zu erfahren, wie man über die Ent-

führung Alice's denke, und daß Garnier von diesem Augenblick an seine Vorsichtsmaßregeln zu verdoppeln beschloß.

Trotz aller Bemühungen, aller Nachforschungen, welche die Freunde Alice's zu Gentilly machten, um den Versteck, dessen die Gesellen in Gegenwart Clopinets erwähnt hatten, zu entdecken, gelang es ihnen nicht, auch nur um ein Haar breit weiter zu kommen.

Etienne Ferrand verzweifelte.

Perrin Mauduit und Lisette überließen sich dem maßlosesten Kummer.

Nur Clopinet verlor den Muth nicht, und ganz, wie er zu Etienne beim Hinausgehen aus dem Wirthshause zum Erzengel geäußert hatte, wollte er trotz aller Hindernisse die Angelegenheit zu gutem Ziele führen.

Die innige Dankbarkeit, die er dem jungen Färber zollte, und seine freundschaftliche Anhänglichkeit für die Familie des Glöckners veranlaßten den Buckligen, allein auf Abenteuer auszugehen und namentlich die Umgegend von Gentilly zu durchstreifen.

Ein Liedchen pfeifend, die Arme schlendernd, wanderte er in den Straßen des der Hauptstadt naheliegenden Städtchens einher, als er auf eine Schaar Kinder stieß, welche Krieg spielten.

„Ei, ei," dachte der Freund Etienne's, „Kinder und Narren sprechen die Wahrheit! Vielleicht finde ich hier das richtige Mittel. Laßt uns sehen!"

Und da sein Wuchs sich nicht wesentlich von dem der jugendlichen Kämpfer unterschied, so konnte er ungestört an ihren Spielen Theil nehmen.

Er mußte sich natürlich manchen schlechten Scherz, ja manchen Puff gefallen lassen, aber was machte er sich daraus, da ein so hohes Ziel seinen Geist beschäftigte!

Allein trotz seiner geschickten Fragen erfuhr der schlaue Bucklige Nichts.

Plötzlich bemerkte er in einer Nachbarstraße eine Frau, die mit großer Schnelligkeit längs der Mauern der Häuser huschte.

Es war eine alte, häßliche Frau in schmutziger Tracht, deren Gesicht der Trunk mit einer kupfrigen Röthe gefärbt hatte.

Ohne sich von dem Beweggrunde, der ihn der Alten folgen ließ, Rechenschaft geben zu können, lenkte er das Spiel der Kinder, oder vielmehr die ihm als „dem Feinde der Kämpfer" geltende Verfolgung nach den Straßen, welche die Bettlerin durcheilte.

Clopinet sah sie in einen Thorweg gleiten.

„Papperlappap!" rief der Bucklige. „Das wäre ein drolliges Späßchen — und warum sollte es nicht möglich sein? Die Alte hat ein nichtswürdiges Gesicht. Weiß sie Nichts von der Sache, so wird man sie jedenfalls zum Spioniren benutzen können."

Und ohne sich weiter um die Knaben zu bekümmern, an deren Spielen er nur zu ernsten Zwecken sich betheiligt hatte, eilte er gestreckten Laufes nach Paris zurück.

Lassen wir ihn enteilen und folgen wir der Alten in den dunklen Gang, den sie betreten.

Man hätte glauben mögen, daß er eben nur ein Durchgang durch die Mauer sei; allein dem war nicht so. Hinter demselben lag ein einsames Haus.

Clopinet hatte einen glücklichen Griff gethan.

In der That saß in dem ersten und einzigen Stock dieses Gebäudes die Tochter des Glöckners von St. Medardus gefangen.

Hier verbrachte Alice seit der unseligen Nacht, in der die Elenden sie gewaltsam dem väterlichen Herde entrissen hatten, lange Stunden der Angst und der Verzweiflung.

Treten wir in ein dunkles, wüstes Gemach. Das Licht fällt durch ein Fenster hinein, das jedoch dem Blick nur die

Aussicht auf die gegenüberliegende haushohe Mauer gewährt.

Todtenbleich, mit thränenvollem Blick, stand Alice am Fenster.

Draußen heulte der Sturm.

Von Zeit zu Zeit lauschte die Gefangene. Freudige Erwartung röthete ihre Wangen; bald aber wurde sie bleich wie zuvor und sank verzweifelt zurück.

„Niemand hört mich," seufzte sie traurig; „nur der ächzende Sturmwind ist ein Genosse meines Grams. O, mein Gott! warum sendest Du meinem Vater, meinem Bräutigam keinen Deiner himmlischen Boten, der ihnen den Weg zu mir zeigt! Dann wäre ich frei und gerettet. Ach, schon wieder schlägt die verhaßte Stunde, wo er kommen wird — der Henker, der mich in diesem verwünschten Hause eingekerkert und mir zur einzigen Gesellschaft jenes grauenhafte Geschöpf gegeben hat, das mich mit seinen ruchlosen Anträgen verfolgt!"

Nach einer Pause begann sie dann wieder:

„Sollte dieser Jean Garnier noch ferner wagen, von seiner Liebe zu mir zu sprechen! Giebt es für mich keine Rettung? Guter Etienne, wie groß wird Dein Schmerz — wie betrübt werden all' die Meinigen sein! Sie halten mich für todt, während ich sehnsuchtsvoll die Arme nach ihnen ausstrecke!"

Sie eilte zur Thür und stieß mit Gewalt dagegen.

„Ich bin eingeschlossen — auf dies elende Zimmer beschränkt — und Nachts ruhe ich auf dem traurigen Strohlager, das die Alte mir hingeworfen! Und wohin haben sie mich geführt? Ich erinnere mich nicht des Weges, den die Schurken mit mir zurücklegten, denn ich war ohnmächtig. Dies Haus ist mit Mauern umgeben — ich sehe überall nur Mauern!"

Sie sank schluchzend auf die Kniee. Dann begann sie andächtig zu beten und rief:

„Vater im Himmel, der Du gut und barmherzig bist, errette mich aus den Händen dieses Bösewichts! Schütze mich vor Schande, gieb mich meinem Vater, meinem Geliebten zurück — oder laß mich sterben — ihrer würdig sterben!"

Das Gebet erleichterte ihr Herz. Sie setzte sich am Fenster nieder und ihr Blick folgte träumerisch dem Zuge der Wolken.

So hatte die Tochter Perrin Mauduits drei Tage und drei schlaflose Nächte verlebt.

Eines Abends hörte die Gefangene Schritte, die sich der Thür näherten.

„Es kommt Jemand!" flüsterte sie. „Wahrscheinlich Er — der Entsetzliche! O, wie fürchte ich den Bösewicht — welche Angst befällt mich!"

Der Schlüssel drehte sich knarrend im Schloß und ein verwachsenes Wesen in der Tracht der Frauen des niederen Standes erschien.

„Ich muß in diesem hübschen Anzuge ein verteufelt vornehmes Aussehen haben!" dachte das eintretende seltsame Geschöpf.

Alice glaubte, die Alte, die Garnier ihr zur Bedienung gegeben hatte, sei gekommen, und würdigte die Eintretende daher keines Blickes.

„Guten Tag, Fräulein Alice!" begann eine sanfte Stimme.

Die Braut Etienne's richtete ihre Blicke starr auf den unerwarteten Besuch.

„Ei, nun ja — nun freilich, ja!" lachte der Bucklige — denn er war es — „Es ist Clopinet, der Euch guten Tag sagt, Clopinet, wie er leibt und lebt — Clopinet im vollen Glanz der Schönheit!"

„Clopinet! O, ich bin gerettet!" rief Alice und fiel dem wackeren Burschen um den Hals.

„Papperlappap — ein wenig ruhig sein — nur nicht die Geier im Neste aufstören!"

„O, ich wußte es, daß Gott die Seinen nicht verläßt! Aber wie hängt das zusammen?"

„Daß ich hier bin? Die Sache ist folgende. Der Zufall ließ mich entdecken, daß Ihr nach Gentilly geschleppt worden. In Gentilly, gut! — sagte ich mir. — Aber in welchem Hause? Das war nicht so leicht herauszubekommen!"

„Guter Clopinet!"

„Etienne und Euer Vater wollten nicht hören, sie beabsichtigten, die ganze Stadt durchsuchen zu lassen. Halt! sagte ich, nur keinen Lärm, sonst bringt der Metzger das Schäfchen anderswo unter — still und listig müssen wir zu Werke gehen."

„Und wie weiter?"

Nachdem Clopinet Alice erzählt hatte, durch welchen Zufall er jene Alte getroffen und daß er dann sogleich seine Freunde in Kenntniß gesetzt habe, fuhr er fort:

„Ich habe manchmal prächtige Einfälle. Ich wartete auf die Frau am Eingange dieses Hauses, bis sie kam. Wenn ich sage: „die Frau", so mache ich ihr ein Compliment, denn sie ist eine wahre Vogelscheuche."

Alice lächelte unwillkürlich.

„Ich redete sie gar höflich an, sprach vom Wetter und andern schönen Dingen. Dann lenkte ich ein und erging mich in Lobeserhebungen ihrer Schönheit. Heiliger Christophorus, verzeihe mir den Unsinn, den ich ihr vorgeschwatzt habe. Der Köder zog. Sie fühlte sich angenehm berührt und dann — ich weiß nicht, wie lange es dauerte, aber eine Stunde später schloß ich den Inbegriff weiblicher Schönheit in meine Arme und erfuhr — daß Ihr Euch hier auf-

haltet. Die alte Pernelle ging in ihrer Dankbarkeit so weit, daß sie mir Weiberkleider lieh, damit ich von Jean Garnier nicht überrascht würde. Hierauf tranken wir lustig zusammen und sie sank endlich schwer betrunken unter den Tisch, mit einer Nase — so roth, wie eine Tulpe!"

„Guter Clopinet! Etienne hatte Recht, wenn er Dich seinen theuersten Freund nannte!"

„Ei, was bleibt Einem übrig, als gut zu sein, wenn man von der Natur nicht gerade mit Schönheit ausgestattet ist! Na, jedenfalls wußte ich nicht, wie unangenehm es ist, einer Vogelscheuche den Hof zu machen —"

„Tausend Dank für Deine Aufopferung!" sagte Alice und drückte Clopinets Hand. „Aber wie kommen wir hier heraus?" fragte sie dann unruhig.

„Blitz! Laßt uns darüber ein wenig nachdenken!" antwortete der Bucklige.

„Mein Gott, ich höre Schritte auf der Treppe!" rief Alice entsetzt.

„Sapperlot! Die Alte wird nüchtern geworden sein und mich verrathen haben!"

Clopinet und die Tochter des Glöckners eilten in das andere Zimmer.

Kaum war das geschehen, so trat Jean Garnier, von Simon begleitet, ein.

„Niemand hier!" rief der Metzger zornig. „Doch ja, die Prinzessin ist in dem anderen Zimmer. Bist Du sicher, daß man uns nicht gefolgt ist?"

„Etienne und seine Freunde mögen nach Belieben um den Bau des alten Dachses herumschleichen — er ist schlauer, als sie Alle!" antwortete Simon.

„Und doch will Caget gehört haben, daß sie vermutheten, Alice befinde sich in Gentilly."

„Allerdings, sie kamen auch her — haben aber leider Nichts gefunden. Das ist Alles!"

„Wohl möglich! Aber Caget ist heut nicht lange im Schlachthause gewesen. Wenn sie ihn gepackt und zum Plaudern gezwungen hätten?"

„Hirngespinnste, Meister! Ihr macht Euch unnütze Sorgen. Bedenkt, daß Ihr Euch mit heiler Haut aus halsbrechenderen Dingen gezogen habt!"

„Hast Recht!" rief Jean Garnier ergrimmt. „Und sollte die gesammte Obrigkeit von Frankreich gegen mich in's Feld ziehen, ich gebe das Mädchen nicht heraus. Denn ich liebe sie — und ihre Verachtung steigert meine Leidenschaft bis zum Wahnsinn."

Er richtete die Blicke auf die Thür des Zimmers, in dem sich Alice befand.

„Warum wollt Ihr sie nicht herausgeben?" brummte Simon grinsend. „Ihr müßt sie nur in solchem Zustande heimsenden, daß Mauduit Euch auf den Knieen bittet, sie zur Frau zu nehmen —"

„Es ist wahr!" sagte Garnier mit düsterer Miene, „ich habe sie geschont, ich habe sie mit aller Achtung behandelt!"

„Ei, ei, ich wäre schon näher zum Ziele gekommen!" versetzte Simon schmunzelnd.

„Ja — mit Gewalt, nicht wahr?" erwiederte Jean Garnier.

„O, Ihr kommt nur mit Gewalt zum Ziele. Der Färbergeselle steckt ihr im Kopf! Zum Henker, ich würde in Eurer Stelle noch heute Nacht — he, he — das ist meine Meinung!"

„Sie ist hier — allein — vorwärts! Keine Schonung mehr! Noch heute will ich in den Armen der schönen Alice ruhen!"

„Ich werde mich zu der wackeren Pernelle begeben!" sagte Simon.

„Vor Allem paßt gut auf!"

„Ja, Meister! Auf Wiedersehen! Ich wünsche Euch eine angenehme Ruhe!"

Als Jean Garnier allein war, zauderte er einen Augenblick.

Ein heftiger Kampf schien in seiner Seele stattzufinden.

„Wohlan, das Loos ist gezogen!" rief er und wandte sich zu dem Zimmer Alice's.

Auf der Schwelle desselben erschien plötzlich das junge Mädchen selbst.

XVII.

Ein Aufstand in der Vorstadt St. Marcel.

Trotz des Wankelmuths und der Schwäche, die Karl IX. bei jeder Gelegenheit bewies, war Catharina von Medicis noch nicht im Stande gewesen, in dem großen politischen Drama den von ihr gewünschten Trumpf auszuspielen.

Mit einem Worte, trotz aller Schlingen, die sie den Neigungen und Leidenschaften ihres Sohnes legte, trotz der furchtbaren Komödie im Thurm der Astrologen versuchte der König noch immer, sich der Herrschaft seiner Mutter zu entziehen.

Es war, als ob ein geheimer Instinkt ihn veranlaßte, das Gebäude wieder einzureißen, das er am Tage vorher aufzurichten begonnen hatte.

Diese Sinnesart machte sich unter den obwaltenden Umständen, wie die folgenden Ereignisse zeigen werden, bemerklich.

Gewiß empfand Karl IX. für seine Gattin Elisabeth von Oesterreich nicht jene leidenschaftliche Liebe, welche den Mann zu verblenden und selbst zu thörichten Handlungen hinzureißen vermag. Aber er hegte für seine Lebensgefährtin eine freundschaftliche Zuneigung, die auf der Achtung vor ihrer edlen und tugendhaften Seele beruhte.

Wie er dies schon bei verschiedenen Gelegenheiten gethan hatte, wenn ihn der Wille seiner Mutter zu Handlungen von Bedeutung drängte, beschloß Karl IX., mit Elisabeth Rücksprache zu nehmen und ihre Meinung zu hören.

Der König geleitete Catharina vom Thurm der Astrologen in ihre Gemächer und begab sich dann in das Schlafzimmer der Königin.

Elisabeth schlummerte in einem Bett, das auf gewundenen Säulen ruhte und zu dem einige Stufen aus Polysanderholz emporführten.

Eine Nachtlampe brannte auf dem Tisch, neben dem eine Ehrendame saß, die der Königin von Zeit zu Zeit die von den Aerzten verordneten Heilmittel verabreichte. Denn seit einiger Zeit war Elisabeth leidend, wie es hieß.

Karl befahl der Ehrendame, sich zu entfernen, und nahm auf einem Lehnstuhl Platz.

Einige Augenblicke blieb er nachdenklich sitzen, unentschlossen, ob er dem Gedanken folgen solle, der ihn in diesen Theil des Louvre geführt hatte, als der ängstliche Laut eines beklommenen Athemholens seine Aufmerksamkeit auf das Bett der Königin lenkte.

Elisabeth keuchte, ihre Arme bewegten sich, als wollte sie eine Last abwehren, die ihre Brust erdrückte.

Karl erhob sich schnell. Das Geräusch seiner Schritte erweckte die Königin plötzlich.

„Ach, bist Du es, Karl?" sagte sie und fuhr mit der Hand über ihre Stirn. „Ich danke Dir, daß Du mich geweckt hast — ich hatte einen furchtbaren Traum."

„Und dürfte ich diesen Traum erfahren, meine Freundin?" fragte der König und bemühte sich zu lächeln.

„Ich will ihn Dir gern erzählen — aber er ist sehr traurig."

„Sprich nur, Elisabeth!"

„Ich befand mich auf einer mit Blumen geschmückten Wiese — aber aus dem Kelche jeder Schlüsselblume und jedes Tausendschönchens streckte sich die giftige Zunge einer Natter."

„Ein Alp, mein Kind — ohne Zweifel eine Folge der Medikamente des Doktor Botali."

„Wohl möglich! Aber ich bin noch nicht zu Ende — mein Traum geht weiter."

„Fahre fort."

„Mitten im Gewirr der Nattern hob sich eine Riesenschlange empor, die Feuerstrahlen spie, und dann —"

„Dann verschwanden die Nattern?"

„Nein, Sire, die Nattern zerrissen die Blumen und Kräuter — schwarzes Blut strömte über die Wiese und rollte in schäumenden Wogen einem Flusse zu, der nicht weit davon lag."

„Ist das Alles?"

„Noch nicht. Der Fluß trat über die Ufer und überschwemmte die Gefilde — und als er wieder in sein Bett zurückkehrte, waren die Gefilde mit Leichen bedeckt."

Der König schauderte und griff nach der zitternden Hand Elisabeths, als wollte er die kranke Träumerin beruhigen.

Aber in der That suchte er selbst unwillkürlich bei ihr Schutz vor den qualvollen Gedanken, die ihn verfolgten.

In diesem Augenblick glaubte er hinter einer Seitenthür das Rauschen eines seidenen Gewandes zu vernehmen.

Karl IX. öffnete diese Thür und lauschte.

Er bemerkte Niemand und kehrte zu seiner Gemahlin zurück, in der Meinung, daß die Ehrendame der Königin vorbeigegangen sei, um sich auf ihr Zimmer zu begeben.

Am Morgen nach dieser Unterredung mit Elisabeth von Oesterreich, die über eine Stunde währte, konnte man auf

den Willen Karls IX. das Sprüchwort in Anwendung bringen: „Ueber Nacht kommt guter Rath."

In der That erklärte er in den vierundzwanzig Stunden, die dieser Zusammenkunft mit seiner Gattin folgten, seiner Mutter rund heraus, daß er den Befehl zum Niedermetzeln der Hugenotten nicht geben werde.

Man kann sich die Wuth Catharina's vorstellen.

Aber eine Meisterin in allen Verstellungskünsten, gab sie ihren blutigen Plan nicht auf, sondern ersann neue Listen, um ihn zu verwirklichen.

Um Elisabeth genau beobachten zu können, hatte Catharina eine versteckte Oeffnung im Zimmer derselben anbringen lassen und ihre nächtliche Unterredung mit Karl IX. belauscht.

Der König hatte sich also nicht getäuscht, als er jenes Geräusch vernommen. Catharina war anwesend.

„Ueberlege es Dir wohl, mein Sohn!" sagte sie mit scheinbarer Ruhe. „Die Stunden sind kostbar! Bedenke, daß man im Augenblick des Kampfes nicht zurückweichen darf, wenn man nicht für feige gelten will."

„Mutter, ich habe Alles überlegt — ich will nicht!" erwiederte Karl.

Diese Worte: „Ich will nicht!" an welche die ehrgeizige Italienerin nicht gewöhnt war, empörten ihren Stolz.

Aber sie hatte Selbstbeherrschung genug, um ihre Empfindungen zu verbergen.

„Wohlan, es sei!" sagte sie, das Gesicht zu einem Lächeln verziehend. „Ich begreife Dein Schwanken im letzten Augenblick. Wirst Du niemals wieder zu Deinem Entschluß zurückkehren?"

„Niemals, Mutter!"

„Auch wenn ich Dir beweise, daß Frankreichs Wohl es verlangt?"

„Frankreich bedarf des Blutes seiner Söhne gegen den

Feind. Weshalb es in den Gräueln eines Religionskrieges vergießen?"

„Davon ist nicht die Rede, mein Sohn! Ich spreche nicht als Königin, sondern als Mutter, die das Leben ihrer Kinder beschützt."

„Was willst Du damit sagen?"

„Was würdest Du thun, wenn eine Verschwörung gegen Dein Leben bestände?"

„Ich würde die Schuldigen aufhängen und verbrennen lassen!"

„Gut, die Gerechtigkeit spricht aus Deinem Munde. In diesem Fall —"

„Vollende!"

Catharina zögerte.

„Du wirst das Ende bald erfahren," sagte sie dann. „Ich werde Dir bald wieder einmal beweisen, daß unter allen denjenigen, die Dich zu lieben vorgeben, Deine Mutter allein Dir in Wahrheit ergeben ist!"

Catharina von Medicis entfernte sich und Karl blieb zurück, eine Beute der widerstrebendsten Gedanken und Empfindungen.

Er war von Neuem unschlüssig geworden.

Die Königin Mutter verlor keinen Augenblick. Sie schickte nach Maurevel und ließ ihre Söhne, die Herzöge von Anjou und d'Alençon, kommen.

Der Herzog d'Alençon, ein verweichlichter, wollüstiger Jüngling, schwänzelte in den Gesellschaftssälen der Ehrendamen herum, er war also bei der Hand.

Der Herzog von Anjou wollte sich eben auf die Jagd begeben.

Er stieg vom Pferde und gehorchte dem Befehle seiner Mutter.

Nur Maurevel war nicht zu finden. Der Edelmann, den Catharina beauftragt hatte, kehrte mit der Nachricht

zurück, daß er Maurevel trotz aller Bemühungen nicht habe antreffen können.

„O, wenn ich doch den Arm dieses blutigen Mannes entbehren könnte!" sagte die arglistige Italienerin zu sich selbst. „Indessen, vielleicht kommt auch dieser Tag — und dann —"

Wir enthalten uns der Mittheilung der Unterredung, die jetzt stattfand, da die kommenden Ereignisse den besten Aufschluß geben werden, dürfen jedoch die Thatsache nicht unerwähnt lassen, daß der Herzog von Anjou, als er das Zimmer Catharina's verließ, den Namen Desjenigen wußte, auf dessen Befehl jener meuchelmörderische Ueberfall stattgefunden, und daß der Herzog d'Alençon zu seiner Bestürzung erfuhr, er werde wegen geheimer Intriguen sehr bald vom Hofe verbannt werden.

Eine Stunde später begab sich Catharina mit triumphirender Miene in das Arbeitszimmer des Königs.

Karl IX. spielte mit seinen Windhunden.

„Ich komme zu Dir, mein Sohn," begann die Königin Mutter, um Dir einen neuen Beweis meiner mütterlichen Liebe zu geben."

„Ich habe Dich stets für meine treueste Freundin gehalten," antwortete Karl, erfreut, sich so schnell mit seiner Mutter versöhnen zu können.

„Begieb Dich heut verkleidet in eigener Person nach der Vorstadt St. Marcel."

„Nach der Vorstadt St. Marcel?" wiederholte der König erstaunt.

„Ja — gehe die Straße Mouffetard hinab, wende Dich zum Hof der Patriarchen und trete in den Tempel der Hugenotten ein."

„Was soll ich dort?"

„Ich überlasse Dir, nach Belieben zu handeln, sobald Du gehört hast, was dort vorgeht."

„Es handelt sich also um ernste Dinge —" äußerte der König ängstlich.

„Es handelt sich einfach um eine offene Verschwörung gegen das Leben des Königs von Frankreich."

„Unmöglich!"

„Hältst Du mich für fähig, Dich zu belügen?"

„Ich glaube Dir, indessen möchte ich nicht persönlich —"

„Hier giebt es kein Zaudern, mein Sohn. Du hast die Wahl, entweder unter Mörderhänden zu sterben, oder Dir persönliche Ueberzeugung von der Wahrheit zu verschaffen."

„Wenn die Verschwörung eine Thatsache ist, so brauche ich nur Befehl zur Bestrafung der Schuldigen zu geben."

„Von dem Zusammenhang hat mich der treueste Deiner Diener, Maurevel, in Kenntniß gesetzt."

„Ich werde energische Maßregeln ergreifen."

„Gut, jedenfalls wäre es aber wünschenswerth, daß Du Dir einmal eine persönliche Ueberzeugung von den Zuständen, wie sie jetzt sind, verschafftest. Ich will Dir meinen Rath nicht aufdrängen, doch ich glaube, Du thätest recht gut daran, wenn Du Dich verkleidet in jene Versammlung begeben würdest. Einige entsetzliche Einzelnheiten würden dann bald Deine sanftmüthigen Empfindungen umwandeln."

„Und worin bestehen diese Einzelnheiten?" fragte der König mit ängstlicher Spannung.

„Ich hege die Ueberzeugung," fuhr die Königin Mutter langsam und feierlich fort, „die letzte Spur von gutmüthiger Schwäche wird in Dir ersterben, wenn Du mit Deinen eigenen Augen das schreckliche Buch gesehen haben wirst, in welchem sich Dein Bild, von tausend Dolchstichen durchbohrt, befindet."

„Woher weißt Du etwas von diesem Bilde?"

„Von Maurevel, Deinem treuesten Diener, der stets für Deine Sicherheit wacht."

„Ja, Du hast Recht, ich werde nach der Vorstadt gehen. Aber — man wird mich doch nicht so ohne Weiteres in den Tempel der Patriarchen eintreten lassen."

„Das Losungswort heißt: Frankreich und Luther!"

„Soll ich allein gehen?"

„Bewaffnete Mannschaft wird Dich in einiger Entfernung begleiten. Aber beeile Dich, denn morgen ist es vielleicht schon zu spät."

Catharina schellte. Der Kammerdiener Karls IX. trat in's Zimmer.

Eine Stunde später schritt Karl, in einen weiten Mantel gehüllt, das Gesicht durch einen Hut mit breitem Rande verdeckt, der Vorstadt St. Marcel zu.

Kaum hatte aber der König den Louvre durch eine Seitenthür verlassen, als ein trauriges Ereigniß im Schlafzimmer der Königin eintrat.

Unsere Leser erinnern sich, daß Hieronymus Touchet im Thurm der Astrologen eine vergiftete Pastete in das Wamms des Königs gesteckt hatte. Die vergoldete Büchse, in der sie sich befand, entfiel Karl IX. in jener Nacht, als er die erwähnte Unterredung mit Elisabeth von Oesterreich hatte.

Wie bereits angeführt, war damals das königliche Paar von Catharina belauscht worden.

Kaum hatte sich ihr Sohn entfernt und der Schlaf sich von Neuem auf die Augenlider der Königin gesenkt, als sie leise in das Zimmer trat und die Büchse aufnahm.

Am andern Morgen lag letztere auf dem Tische Elisabeths mit der Inschrift: „Balsam für Brustleiden."

Von einem heftigen Hustenanfall heimgesucht, bemerkte die Königin die Büchse und verzehrte einen Theil ihres Inhalts.

Einige Augenblicke später stieß sie einen furchtbaren Schrei aus.

Die Hofdamen eilten herbei. Das finstere Gerücht vom Tode der Königin verbreitete sich sofort im Palast.

In der That wand sich Elisabeth unter namenlosen Qualen, als ein Mönch an ihrer Seite erschien.

Begleiten wir Karl IX. auf seinem Wege durch die Vorstadt St. Marcel.

Der König, im Vertrauen auf die geheime Garde, die ihn nach dem Ausspruch seiner Mutter begleiten sollte, wanderte allein, gleich einem einfachen Bürger. Unbekannt mit den Stegen und Wegen seiner Hauptstadt, hatte er sich verirrt und gelangte erst nach vielen Umwegen nach der Straße Mouffetard, in welcher der Hof der Patriarchen sich befand.

In dieser Gegend bemerkte er eine Anzahl auffälliger Gestalten, die sich ihm näherten und dann schnell wieder entfernten.

„Beim Kreuze des Erlösers," dachte er, „sollte ich erkannt worden sein?"

Zur Schlächterbrücke gelangt, blieb ihm kein Zweifel mehr darüber, daß sein Incognito entdeckt worden sei.

Er war unschlüssig, ob er weiter gehen oder umkehren solle.

Indem er aber die Blicke um sich warf, glaubte er einige verkleidete Edelleute zu erkennen, die er bereits im Louvre gesehen hatte. Ein Umstand, der einen beruhigenden Eindruck auf ihn machte.

„Ueberdies," sagte er sich, „bin ich ja in Sicherheit; meine Garde begleitet mich."

Hier und da bildeten sich Gruppen, in deren Mitte finstere Drohungen ausgestoßen wurden.

Endlich erreichte Karl IX. den Eingang des Hofes der Patriarchen.

Sofort drängten die Massen heran und umgaben ihn gleich einer lebendigen Mauer.

Kein Zweifel mehr, der König war in einen Hinterhalt gerathen.

„Nieder mit dem Katholiken!" schrie man von allen Seiten.

„Nieder mit dem Mörder der Protestanten!" rief eine Stimme in der Menge.

Die Drohungen wurden immer wilder.

Der Auftritt machte ganz den Eindruck eines durch geheime Agenten geleiteten Aufstandes.

In der That waren Serlabous, Attin und andere Vertrauenspersonen der Königin damit beschäftigt, die Volksmenge zu bearbeiten. Die Königin hatte also selbst für diese seltsame, ihrem Sohne erwiesene Huldigung Sorge getragen.

Ohne Zweifel war es auf den Mord des Königs abgesehen.

Schon waren den Drohungen Beleidigungen gefolgt und schon hatte sich mehr als ein Dolch gegen die Brust des Königs erhoben, der in diesem Augenblick unfähig war, kaltblütig dem Sturm entgegenzutreten, als eine plötzliche Bewegung in der Menge stattfand.

Neue Persönlichkeiten, noch lauter als die Andern brüllend, drangen in den Hof, befreiten den König unter dem Vorwande, sich selbst seiner bemächtigen zu wollen, und zwangen ihn, in eine Nische zu flüchten, die einen Ausgang nach der andern Seite hatte.

„An uns ist es, Den zu züchtigen, der den Tempel der Patriarchen in Brand stecken will!"

Während diese Drohung ausgesprochen wurde, öffnete sich die Pforte in der Nische, ein Mann reichte dem König die Hand und verschwand mit ihm vor den Augen der überraschten Menge.

Kaum war die Thür geschlossen, so richtete das Volk seinen Unwillen gegen die Männer, die den König in ihre Mitte genommen, und klagte sie an, dem Mörder der Hugenotten zur Flucht verholfen zu haben.

Alles drängte zu jenem Ausgang, durch den der König geflüchtet.

Man wollte die Thür sprengen.

Vergebene Mühe, die eiserne Masse widerstand der stürmenden Menge.

Mitten in der allgemeinen Unruhe entschlüpften die Retter des Königs — denn sie waren in der That nur gekommen, um ihm Beistand zu leisten — aus dem Hofe der Patriarchen und gewannen das Freie.

Offenbar waren es keine Parteigänger Catharina's. Sie hatten ein geheimes Oberhaupt, wie wir weiterhin in dieser Erzählung erfahren werden. Während sie sich durch die Flucht der Volkswuth entzogen, öffnete sich die Pforte des Tempels und Schaaren von Protestanten erschienen.

Unter ihnen befanden sich die Reformirten, die in jener Nacht, in welcher der Maskenball im Louvre stattfand, eine Predigt außerhalb des Weichbildes der Stadt gehört und die von Maurevel in den Fluß gestürzte Marie Touchet in ihren Nachen aufgenommen hatten.

Zur Belohnung für ihre Rettung enthüllte die ehemalige Geliebte des Königs ihnen alle Geheimnisse, die sie erfahren hatte, Geheimnisse, die ein baldiges Blutbad erwarten ließen.

Mit einem Wort, Marie hatte ihnen die Unterredung, die sie beim Alchymisten René belauschte, mitgetheilt.

Aus dieser Unterredung ging hervor, daß Catharina an der Spitze furchtbarer Anordnungen zur Vernichtung der Hugenotten stand, so daß dieselben sofortige Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu ergreifen genöthigt waren.

Im Hofe der Patriarchen erfuhren sie, daß der König sich verkleidet unter das Volk begeben habe, und sie be-

schloſſen, die günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber-gehen zu laſſen.

Befand ſich der König in ihrer Gewalt, ſo konnten ſie ihn leicht zwingen, ihnen Bürgſchaft für ihre zukünftige Sicherheit zu geben.

Mit einem Blick überſah der Mann, der an der Spitze der Schaar ſtand, die Sachlage und rief:

„Dieſe Pforte führt in einen Gang, der in die Kirche St. Medardus mündet!"

Sofort ſtürzte das Volk mit dem Ungeſtüm der Meeres-fluth die Straße Mouffetard hinunter und drängte ſich in das Portal der Kirche.

Der Prediger von St. Medardus erſchien auf der Schwelle des Gotteshauſes. —

Zu derſelben Zeit wurde Karl IX. in ein Gewölbe unter dem Chor der Kirche geführt, und zwar von dem Unbekann-ten, den wir bereits im Wirthshauſe zum Erzengel kennen gelernt haben.

XVIII.

Siedendes Oel.

Alice hatte im Nebenzimmer die Unterredung vernommen, die Jean Garnier mit Simon gepflogen, und sie faßte in ihrer Verzweiflung den kühnen Entschluß, aus der Thür, die Garniers Geselle offen gelassen, zu entfliehen. Aus diesem Grunde trat sie plötzlich Garnier entgegen und stürzte auf die halbgeöffnete Thür zu.

Garnier hielt sie jedoch fest, ehe sie den Ausgang erreicht hatte.

„Wohin willst Du denn, mein Täubchen?" fragte der Metzger mit höhnischem Lächeln.

„Laßt mich los, laßt mich los!" rief Alice, sich angstvoll dem Arm ihres Feindes entwindend.

„Weshalb, holdes Wesen, willst Du fliehen, während ein Wort aus Deinem schönen Munde Dir Freiheit und Glück zurückgeben würde?"

„Rührt mich nicht an!"

„Immer kalt und abstoßend, während ich Dich so innig liebe!"

„Zurück, ich verachte Euch!"

Jean Garnier trat einige Schritte zurück. Aber der Grimm der entfesselten Leidenschaften, der sich auf seinen

Gesichtszügen malte, machte einen so tiefen Eindruck auf Alice, daß sie einen durchdringenden Schrei des Entsetzens ausstieß.

„Mein Engel, nur nicht zu keck!" grollte Garnier. „Bedenke, daß Du Dich in meiner Gewalt befindest und daß ich, wenn es darauf ankommt, als Herr zu sprechen vermag! Du bist nur ein Weib und — wir sind allein."

„Ihr irrt Euch," antwortete Alice mit Festigkeit.

Garnier blickte besorgt im Zimmer umher und sagte:

„Ich möchte wissen, wer Dir zur Hülfe kommen wird."

„Der, der über die Guten wacht und der Schwachen sich annimmt."

Der Metzger schien noch einen Augenblick mit sich selbst zu kämpfen, dann stürzte er entschlossen auf seine Beute.

„Wohlan, so möge Dein Gott Dich vertheidigen!" rief er und ließ eine Höllenlache hören. „Liebe mich, und ich liege zu Deinen Füßen!"

„Niemals!" erwiederte die Tochter des Glöckners.

„Alice, ich liebe Dich und — Du wirst mein werden!"

„Schimpf und Schande!" schrie das tugendhafte Mädchen. „Ihr werdet es nicht wagen, mich zu berühren!"

„Wenn ich Etienne Ferrand wäre, so hätte ich vielleicht Nichts mehr zu erbitten —"

„O, Ihr seid ebenso verächtlich, als feige! Etienne ist ein rechtschaffener Mann und unfähig, gegen die Gesetze der Ehre zu verstoßen."

„Vorwärts, Alice, es ist hohe Zeit, daß wir zu Ende kommen!"

„Gnade, Gnade, tödtet mich lieber!" flehte die Tochter Perrin Mauduits und sank auf die Knie.

„Dich tödten, während mein Glück von Deinem Leben abhängt? Nein, nein, Du sollst leben, für mich allein leben! Verstehst Du —"

Der Kampf wurde ernst.

„Zur Hülfe, zur Hülfe!" schrie Alice verzweifelt.

„Du rufst umsonst, dieses Haus ist stumm wie das Grab."

„Vater! Etienne!" wiederholte Alice und suchte sich von der zärtlichen Umarmung des Metzgers zu befreien.

„Weshalb rufst Du nach diesen Beschützern? Wenn Du sie erblickst — wird es zu spät sein."

„Ja, zu spät, um mich noch unter den Lebenden zu finden!" schrie die Tochter des Glöckners mit wilder Entschlossenheit und ergriff ein Messer, das der Elende in seinem Gurte trug.

Sie führte mit der Waffe einen Stoß nach ihrem Herzen.

Aber der Metzger hielt ihre Hand fest, entriß ihr das Messer und warf es zur Erde.

„Kleine Thörin, die sterben will, weil sie zu sehr geliebt wird!" rief er höhnisch und betrachtete sie mit Blicken voll flammender Begierde.

Plötzlich ließen sich Schritte hören und Simon stürzte in das Zimmer.

„Was giebt es?" fragte Jean Garnier erschreckt.

„Meister," antwortete der Geselle besorgt, „ein Volkshaufen belagert die Thür! Etienne und Perrin Mauduit stehen an seiner Spitze."

„Verwünscht! Caget hat geplaudert."

„Hört Ihr, wie sie gegen die Thür donnern?"

„Wo ist denn Pernelle?"

„Pernelle ist betrunken."

„Verrath! Verrammle die Thür!"

„Das habe ich bereits gethan."

„Gut, so stelle eine Leiter hier unter das Fenster, damit wir entfliehen können, wenn es nöthig ist. Beeile Dich!

Simon entfernte sich und murmelte im Gehen:

„Ich weiß nicht, ob Caget geplaudert hat — doch hat

er es gethan, so soll er schwer dafür büßen, das schwöre ich beim fettesten Stier, den ich jemals geschlachtet habe!"

„Ich bin gerettet! O, wie danke ich Dir, mein Gott!" rief Alice und streckte ihre Arme zum Himmel empor.

„Gerettet? — noch nicht ganz!" hohnlachte Jean Garnier. „Glaubst Du vielleicht, daß ich Dich hier ruhig zurücklassen werde! Vorwärts! Du wirst mir folgen! Soeben wird eine Leiter an's Fenster gestellt — jetzt schnell auf den Weg gemacht!"

„Etienne! Vater! Zur Hülfe, zur Hülfe!"

Jean Garnier nahm Alice auf den Arm und stürzte mit ihr zum Fenster.

Kaum näherte er sich demselben, als die Scheiben klirrten und ein Mann von draußen in's Zimmer sprang.

Es war Etienne.

„Elender, feiger Hund!" schrie der junge Mann und schlug den Entführer Alice's in's Gesicht.

Wüthend ließ der Metzger sein Opfer fahren und packte das Messer, das er vorher zu Boden geworfen hatte.

„Warte, endlich stehst Du mir gegenüber, Etienne Ferrand!" rief Jean Garnier mit blutigem Hohn. „Warte, diesmal sollst Du Deine Frechheit theuer büßen!"

Alice's Bräutigam hatte keine andere Waffe, als einen derben Knotenstock, mit dem er sich zur Wehr setzte.

„Meister, ich stehe Euch bei!" rief Simon in diesem Augenblick und sprang mit gezücktem Dolch in's Zimmer.

Etienne war nun genöthigt, gegen zwei starke Gegner zu kämpfen und wäre gewiß unterlegen, wenn nicht zur rechten Zeit Perrin Mauduit mit dem Degen in der Faust erschienen wäre.

„Zwei gegen Einen?" schrie der Greis. „Die Partie ist ungleich! Mörder, vertheidigt Euch!"

Die Liebe zu seiner Tochter schien dem Greise Jugendkraft zu verleihen.

Der Metzger durchbohrte mit einem furchtbaren Stoße seines Messers die Hand des Glöckners.

Der Degen des alten Soldaten fiel zu Boden und das Blut strömte aus einer klaffenden Wunde.

„So, jetzt seid Ihr nicht mehr Zwei gegen Zwei!" brüllte der Metzger und warf sich auf Etienne.

„Nein, wir sind Drei gegen Zwei — und diese beiden kleinen Spaßvögel dazu!" rief Clopinet, in das Zimmer stürzend.

Der Bucklige hielt in jeder Hand eine geladene Pistole, deren Läufe er auf Simon und Garnier gerichtet hielt.

* * *

Wir haben die Volksmasse verlassen, als sie eben im Begriff stand, in die Medarduskirche zu strömen und der Priester des Gotteshauses auf der Schwelle des großen Portals erschien.

„Was verlangt Ihr, meine Brüder?" fragte der ehrwürdige Geistliche.

„Ein Mann hat sich in die Kirche geflüchtet durch einen geheimen Gang, der nach dem Hofe der Patriarchen führt!"

„Wohlan, wenn dem so wäre: ist das Haus Gottes nicht der Zufluchtsort für alle Unglücklichen?"

„Wir müssen den Mann heraus haben!"

„Er ist der Verfolger der Hugenotten!" riefen Stimmen aus der Menge.

„Zum Tode mit ihm, zum Tode!" heulte das Volk.

Gleich dem Felsen, gegen den die Fluthen des zornigen Meeres vergeblich anprallen, blieb der Prediger der St. Medarduskirche ruhig und unerschüttert.

Diese Gelassenheit schien einen Augenblick auf die Wüthenden einen Eindruck zu machen.

„Hier ist der Tempel des Herrn," sprach langsam und feierlich der edle Priester. „Dieser Tempel ist für alle Menschen, seien sie Katholiken oder Hugenotten, gleich heilig!"

Und da diese Worte die Nächststehenden zu erschüttern schienen, fuhr er fort:

„Im Namen des Gottes, der zur Erlösung der Sterblichen gekreuzigt ward, fordere ich Euch auf, meine Brüder, die Ehrfurcht vor diesem Hause nicht zu verletzen!"

Wenn man sich an das Herz des Volkes wendet, so wird man gewiß keine Fehlbitte thun, aber in diesem Fall hetzten die Sbirren Catharina's. Im Bunde mit dem Auswurf der Bevölkerung unterbrachen sie mit wildem Geschrei und Flüchen die Rede des Geistlichen, der endlich von einem geschickt geschleuderten Stein an der Stirn getroffen wurde.

Er sank zu Boden — das Blut strömte aus seiner Wunde.

Sofort stürzte eine entmenschte Horde in die Kirche, der sich jetzt selbst diejenigen anschlossen, die vorher schwankend geworden waren, als der Lehrer des Friedens und der Menschenfreundlichkeit seine Stimme erhoben hatte.

Sie überschwemmten gleich einem Strome das heilige Gebäude und durchsuchten es, aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Ebenso fruchtlos waren alle Durchsuchungen im Pfarrhause selbst. Die Menge war eben im Begriff, sich enttäuscht zu entfernen, als plötzlich eine Stimme rief:

„Hier, hier!"

Neben dem Hauptaltar lag eine Diele ein wenig von ihrem Platz gerückt. Man sah durch eine Ritze in eine tiefe Wölbung hinab.

Im Augenblick hoben zwanzig Arme die Diele empor.

Hierauf zündete Einer eine geweihte Kerze an, ein Anderer ließ eine Leiter, die zum Anstecken der Kirchenleuchter

benutzt wurde, in das Gewölbe hinab. Mehrere von den Wüthenden stiegen hinunter.

In der Grabeskammer, die also entheiligt wurde, ruhten die Gebeine der Prediger von St. Medardus. Auf den marmornen Deckeln der Särge waren die Namen dieser Seelsorger eingegraben.

Die Durchsuchungen der finsteren und ehrfurchtgebietenden Todesstätte dauerten nicht lange. Ergrimmt, das Opfer ihren Händen entrissen zu sehen, verließen sie die Kirche und zerstreuten sich in den Straßen der Vorstadt St. Marcel, nicht ohne vorher noch einmal den Gang zwischen der Kirche und dem Hofe der Patriarchen genau durchforscht zu haben.

Inzwischen hatte man den würdigen Priester verwundet in seine Wohnung getragen. Zum Glück war die Wunde nicht tödtlich. Bald kehrte er zum Bewußtsein zurück und sein erstes Wort war dasselbe, das bei einer ähnlichen Gelegenheit der göttliche Meister gesprochen hatte:

„Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Als einige wackere Handwerker, die ihn beschützt und in seine Wohnung geleitet, sich entfernt hatten, begann der Geistliche inbrünstig zu beten. Er flehte eben den Ewigen an, er möge aus den Herzen der Angehörigen seines Kirchspiels die Gedanken eines brudermörderischen Zwistes verbannen, als es plötzlich leise an eine Thür klopfte, durch welche die Verbindung zwischen der Sacristei und der Pfarrwohnung unterhalten wurde.

Der Priester öffnete.

Zwei Männer erschienen. Der Eine war der Unbekannte, der die Thür im Hofe der Patriarchen geöffnet, durch welche der Verfolgte entkam.

„Mein Vater," sagte er, „nehmt Frankreichs Königthum unter Euren Schutz!"

Karl IX., bleich wie ein Gespenst, stand vor dem Priester von St. Medardus.

* * *

Zu derselben Zeit fand in der Straße Fer-à-Moulin ein grauenhaftes Ereigniß statt.

Als das Volk voll Verdruß über die Erfolglosigkeit des Unternehmens von der Kirche St. Medardus sich entfernt hatte, näherten sich zwei Männer der Brustwehr der Schlächterbrücke. Sie waren verkleidet und es gehörte ein scharfes Auge dazu, um Serlabous und Attin, den Diener des Herzogs von Anjou, zu erkennen.

„Zum Henker," sagte Serlabous, „ich glaube, die Sache ist verpfuscht."

„O!" erwiederte Attin und verzog sein Gesicht zu einem widerlichen Grinsen. „Ich bin der Ueberzeugung, daß, wenn man nur noch weiter nachforschen wollte —"

„Wohl möglich, aber wir haben keine Zeit mehr."

„Ach so — wegen der Alten!"

„Du wirst mir helfen, nicht wahr?"

„Blitz, wenn es Freund Maurevel erwünscht ist —"

„Er wird nicht undankbar sein, Attin. Ueberdies bringt der Handel ein hübsches Sümmchen —"

„Gut, ich bin einverstanden; ich stelle jedoch eine Bedingung."

„Und welche ist das?"

„Daß Alles sofort geschieht. Denn der Herzog von Anjou kann meiner noch heut Abend bedürfen."

„Sei Du der Bote, Attin! Ich werde inzwischen die Vorbereitungen machen und mich mit dem Kessel beschäftigen. Du wirst das Haus finden, nicht wahr?"

„Ich denke doch. Es liegt vor dem Thor auf dem Wege nach der Karthause von Arcueil."

„Auf Wiedersehen."

Serlabous entfernte sich und Attin richtete seine Schritte nach der Wohnung Martha's und der alten Blinden. Er pochte an die Pforte der armseligen Kammer, die von Martha selbst geöffnet wurde.

„Was steht Euch zu Diensten, mein Herr?" fragte sie mit dem sanftesten Ton ihrer Stimme.

„Ich habe einen wichtigen Auftrag bei einer blinden Wahrsagerin auszurichten."

„Hier ist meine Großmutter," sagte Martha und zeigte auf die Alte, die in einem Lehnstuhl ruhte.

Attin fühlte, daß keine Zeit zu verlieren war, und nahm die Sache sofort in Angriff.

„Wohlan, Frau Magdalena," sagte er zu der Blinden, „ich wollte Euch fragen, ob eine Hofdame hierher gekommen ist, um Euren Rath in der Zauberkunst in Anspruch zu nehmen?"

„Es kommen viele Frauen in dieser Absicht zu mir," antwortete die Blinde unruhig.

„Ich spreche von Marie Touchet."

Die Alte erbebte.

„Wohl möglich," murmelte sie.

„Sie ist zu Euch gekommen, um zu erfahren, ob ihr todtgeglaubter Sohn sich noch am Leben befinde."

Die Blinde antwortete nicht.

„Meine Fragen haben keinen anderen Zweck, als Euch klar zu machen, daß ich von Allem genau unterrichtet und von Marie Touchet selbst zu Euch geschickt bin."

„Was wünscht sie von mir?" fragte die Blinde.

„Sie bedarf noch einmal Eurer Wissenschaft und bittet Euch, nach einem Orte zu kommen, wo sie selbst Euch erwartet und wohin ich Euch führen soll."

Der Diener des Herzogs von Anjou warf bei diesen Worten einige Goldstücke auf den Tisch.

„O, Großmutter!" rief Martha freudig. „Wir können uns hierfür ein ganzes Jahr lang Brod kaufen! Welches Glück!"

Die Blinde erhob sich. Martha hüllte sie in einen dichten Mantel.

„So führe uns jetzt zu unserer Freundin!" sagte Magdalena zu dem Diener und legte ihren Arm in den ihrer Enkeltochter.

„Soll dies junge Mädchen uns begleiten?" fragte Attin.

„Ja, Messire, sie ist die Stütze meines Alters. Ihr habt doch Nichts dagegen, daß sie mit mir geht?"

„Keineswegs — im Gegentheil," erwiederte Attin und dachte im Stillen, daß die Anwesenheit eines hübschen jungen Mädchens ihn noch niemals in Verlegenheit gebracht hätte.

Ungefähr eine Stunde später befanden sich Attin, Martha und die Blinde vor einer Hütte, die nicht weit von dem Karthäuserkloster von Arcueil gelegen war.

Es war in der That eine verfallene Hütte, die ein so dichtes Gebüsch umgab, daß man ihre Umrisse erst vor ihr stehend erkannte. In der Umgegend herrschte das tiefste Schweigen, welches nur durch das Rieseln der in der Nähe fließenden Bievre unterbrochen wurde.

Während des Weges von Paris nach Arcueil hatte Attin die Blinde vorausgehen lassen, die von Martha mit aller Aufmerksamkeit kindlicher Liebe geleitet wurde.

Der Diener richtete an die beiden Frauen nur das Wort, um ihnen den Weg zu zeigen und begnügte sich damit, sie genau zu beobachten.

An der Hütte angelangt, sagte er:

„Wir sind an Ort und Stelle.. Ich bitte Euch, folget mir!"

Als die beiden Frauen in das Haus getreten waren,

schloß der Diener des Herzogs von Anjou leise die Thür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche seines Wammses.

Martha und die Blinde waren gefangen.

„Wartet jetzt einige Augenblicke auf mich," sagte der Genosse Serlabous', „ich werde Marie Touchet holen."

Als er sich entfernt hatte, fragte die Blinde:

„Wo befinden wir uns hier, mein Kind?"

„In einem nackten, traurig aussehenden Gemach, Großmutter," antwortete Martha.

„Das ist seltsam! Weshalb läßt sie mich hierher kommen, statt sich nach meiner Wohnung zu begeben, wie sie sonst zu thun pflegte?"

„Ich weiß es nicht — aber ich fühle mich hier unbehaglich, mich ergreift eine seltsame Angst."

„Sei ruhig, geliebtes Kind, und zittere nicht — sonst fange ich auch an, mich zu ängstigen!" flüsterte die Blinde und drückte die Hand ihrer Enkeltochter.

„Findest Du nicht, Großmutter, daß —"

„Was denn, mein Kind?"

„Daß sich hier ein seltsamer Geruch verbreitet?"

„In der That, Du hast Recht — es riecht nach siedendem Oel."

„Mich ergreift eine namenlose Angst! Wo befinden wir uns?" rief Martha entsetzt.

Sie stürzte zur Thür.

„Verschlossen!" murmelte sie erbleichend. „Die Fenster — vergittert! O, mein Gott — sollte uns ein Unglück bevorstehen?"

„Nein, es ist unmöglich!" rief die Blinde zitternd.

„Nichts ist unmöglich, Rivenaude!" antwortete mit höhnischem Ton ein Mann, der plötzlich in's Zimmer trat und einen weiten Marsch zurückgelegt zu haben schien.

Als die Blinde den Namen „Rivenaude" vernommen, zuckte sie wie vom Blitz getroffen zusammen.

„Diese Stimme!" murmelte sie entsetzt. „Diese Stimme — ich kenne sie. Allmächtiger Gott, ich bin verloren — es ist Maurevel!"

Es war in der That der Mordgeselle des Königs.

Er pfiff, und sofort traten Serlabous und Attin ein.

„Für uns Beide die Alte, Serlabous!" rief Maurevel.

„Gnade, Gnade!" flehte Martha und sank vor dem Mörder auf die Knie.

„Für Dich das Mädchen, Attin!" fuhr der Günstling Catharina's fort. „Vor Allem kneble sie, damit die Studenten, die an den Ufern der Bievre spazieren gehen, das Gekreisch nicht hören."

Maurevel und Serlabous schleppten die Alte in ein Nebenzimmer, das die Einrichtung eines Waschhauses hatte.

Die unter dem Namen Rivenaude angeredete Alte vermochte keinen Laut hervorzubringen. Die Angst lähmte ihre Zunge.

Das Waschhaus, in dem die Mörder sich jetzt mit ihrem Opfer befanden, hatte nur wenig Geräthschaften in seinem Innern.

In der Mitte stand ein langer Tisch, und in einem Winkel ein backsteinerner Ofen, in dem ein Kessel voll siedenden Oels dampfte.

Serlabous streckte die Blinde auf den Tisch aus und Maurevel band ihre Hände und Beine an den Füßen desselben fest.

Inzwischen näherte sich Serlabous dem Kessel und rührte seinen Inhalt mit einer eisernen Kelle um.

Maurevel setzte sich hierauf neben der Unglücklichen nieder und begann:

„Nun, meine theure Rivenaude — denn Du gestattest mir wohl, Dich mit Deinem ehemaligen Namen anzureden — jetzt wollen wir einmal ein wenig plaudern, wie ein paar alte Freunde —"

Die Wahrsagerin antwortete nicht, denn sie war vor Schreck in Ohnmacht gefallen.

„Was, kein Sterbenswörtchen! Wir sind ein wenig unwohl geworden. Na, da wollen wir zur Hülfe kommen. Heda, Serlabous, spritze doch mal der Großmutter des Satans eine kleine Erfrischung in's Gesicht, das wird wirken."

Serlabous gehorchte.

Das Wasser rief die Alte in's Bewußtsein zurück. Sie seufzte tief auf.

„Guten Morgen, mein treffliches Weibchen," begann Maurevel von Neuem. „Nun wollen wir ein wenig mit einander plaudern."

„Was wollt Ihr von mir?" fragte Rivenaude mit schwacher Stimme.

„Was ich will, das ist sehr einfach — ein wenig mich schaukeln lassen vom Strom der Erinnerung."

„O nein, nein — die Vergangenheit ist zu entsetzlich — ich will nicht."

„Und weswegen grollst Du? Weil ich Dich geblendet habe, zur Strafe für das Zeugniß, das Du gegen mich ablegtest! Blitz, Nichts natürlicher, als das. Was ging Dich der Mord Raoul d'Altenais' an!"

„O," stöhnte die Blinde jetzt, „Ihr seid grausamer, als der Henker. Denn er tödtet, aber er blendet nicht. Er beraubt kein irdisches Wesen des himmlischen Lichtstrahls."

„Was ich that, habe ich mit gutem Bedacht gethan. Nachdem ich Dich geblendet, sagte ich Dir, daß ich Dich ermorden würde, wenn Du sprächest — und Du hast geschwiegen, weil Du am Leben hingest. Aber jetzt hast Du gesprochen — zu viel gesprochen, meine theure Rivenaude."

„Wessen klagst Du mich an?" fragte die Blinde mit zitternder Stimme.

„Nur gemach, wir wollen ruhig und langsam zu

Werke gehen. Was ist das für ein junges Mädchen, das bei Dir wohnt?"

„Eine Waise, die mir die Vorsehung zum Trost meines Alters gegeben hat —"

„Kennst Du ihre Herkunft?"

„Nein!" antwortete die Blinde.

„Nein — das soll vielleicht Ja heißen. Doch lassen wir das, ich werde der Sache zur Zeit auf den Grund kommen. Weshalb hast Du unter dem Vorwande geheimer Künste Marie Touchet zu Dir kommen lassen und ihr mitgetheilt, daß der Sohn Raouls noch lebt?"

„Weil es die Wahrheit ist."

„Und aus welchem Grunde setztest Du sie von dieser Wahrheit in Kenntniß?"

„Weil ich eine Mutter, die ich geraume Zeit für schuldig hielt, durch eine so wichtige Enthüllung beglücken wollte."

„Rivenaude, hüte Dich!"

„An dem Tage, als ich mich überzeugte, daß Marie ihr Kind nicht getödtet hatte, wollte ich den Sohn seiner Mutter zurückgeben."

„Der Bastard lebt also wirklich noch!" rief Maurevel ergrimmt.

Die Blinde antwortete nicht.

„Rivenaude," fuhr der Mörder fort, „Du wirst mir sofort sagen, woher Du erfahren, daß Raouls Kind noch lebt und wo es sich befindet."

Die Blinde schwieg.

„Rivenaude, wenn Du nicht sprichst, so verläßt Du nicht lebendig dies Zimmer!"

„Maurevel," begann langsam und feierlich die Blinde, „Deine Hände sind blutig genug. Die Amme Marie Touchets wird Deiner Grausamkeit kein neues Opfer überliefern. Schneide mir die Zunge ab, wie Du einstmals mir

die Augen ausgestochen — niemals sollst Du dies Geheimniß erfahren."

Nachdem Rivenaude diese Worte mit wilder Energie gesprochen, ließ sie ihr Haupt zurücksinken.

„Du willst die Verschwiegene spielen? Warte, ich werde Dir den Mund öffnen!" schrie Maurevel. „Serlabous, an's Werk!"

Der Mörder entkleidete die Blinde bis zum Gürtel.

Sein Gefährte tauchte die Kelle in den Kessel voll siedenden Oels, zog sie gefüllt heraus und goß den Inhalt auf die nackte Brust der Rivenaude.

Die Blinde stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Ein anderer Schrei des Entsetzens und der Todesangst drang aus dem Zimmer, in dem Attin und Martha sich befanden.

Kaum war der Diener des Herzogs von Anjou mit dem jungen Mädchen allein, so betrachtete er mit Wohlbehagen das Opfer seiner Lüste.

Martha senkte das Haupt, gleich dem Vogel, den der Geier umschwebt. Aber Attin ging nicht, um zum Ziele zu gelangen, mit der Rohheit seiner Freunde zu Werke.

Mehr an die feinen Sitten des Hoflebens gewöhnt, suchte er durch Schmeicheleien und Verführungskünste den Sieg davon zu tragen.

„Wie schön seid Ihr," sagte er zu Martha, „und wie würdig, aus den niedrigen Verhältnissen, in denen Ihr lebt, emporgehoben zu werden."

Er wollte die Hand des jungen Mädchens ergreifen.

Martha trat ängstlich zurück.

„O, fürchtet Euch nicht — ich werde der Reinheit und Anmuth Nichts zu Leide thun. Saget mir, womit ich Euch einen Dienst erweisen kann."

„Mein Herr," erwiederte Martha, „den trügerischen Worten des Dieners vertrauend, „wenn Ihr menschliche

Theilnahme für mich hegt, so sagt mir, weshalb man mich von meiner Großmutter getrennt hat."

„Nur in der Absicht, ihr nützlich zu sein, mein reizendes Kind."

„Aber weshalb war sie so entsetzt, als sie den Namen des Mannes ausrief, den sie an dem Ton seiner Stimme zu erkennen glaubte?"

„Mein Engel, das weiß ich nicht," antwortete Attin. „Sie haben vielleicht eine alte Rechnung mit einander abzumachen."

Der Diener des Herzogs sprach diese Worte mit unwillkürlicher Ironie.

Ein finsterer Verdacht stieg in der Seele des jungen Mädchens auf.

„Sollte meine Großmutter ein Unglück bedrohen? O, wenn Ihr ein Mensch seid, so flehe ich Euch an, führt mich zu ihr!"

„Unmöglich in diesem Augenblick, liebliches Wesen!" versetzte Attin. „Es geschieht Alles nach dem Willen der Vorsehung!"

Martha stürzte nach der Thür des Waschhauses.

Attin hielt sie zurück.

„Halt," rief er lächelnd, „hier geht es nicht hinein!"

„Aus welchem Grunde haltet Ihr mich zurück?" sagte Martha. „Meiner Großmutter widerfährt ein Unglück, ich ahne es —"

„Beruhige Dich, mein süßes Kind! Ich versichere Dich, daß Deine Großmutter sich im besten Wohlsein befindet."

„O, Dein Gesicht straft Deine Worte Lügen!" schrie Martha, sich losreißend. „Sieh, ich flehe Dich auf den Knieen an, laß mich zu derjenigen, die meine Kindheit beschützt hat."

„Ich sage nicht nein, mein Täubchen, denn schließlich

hat doch Jeder ein wenig Liebe für seine alten Verwandten," tröstete der Diener.

„Meine Dankbarkeit gegen sie ist nicht von gewöhnlicher Art. Ich habe mehr Verpflichtungen gegen sie, als Kinder gegen ihre Eltern."

„So — wirklich?"

„Ihr wißt nicht, was sie für mich seit dem Tage gethan hat, an dem ich als Säugling an ihrer Schwelle ausgesetzt wurde."

„Sie ist also gar nicht Eure Großmutter?"

„Nein, nur mein Herz hat der guten Frau, die mich an Kindesstatt annahm, diesen Namen gegeben."

„Das ist ganz hübsch von der Alten gehandelt. Hat sie Euch aus eigenen Mitteln ernährt und groß gezogen?"

„Ja. Sie hat Ihr Letztes mit mir getheilt und stets mein Bestes im Auge gehabt."

„Hat sie Eure Herkunft erfahren?"

„Ach, die gute Magdalena hatte nur den einen Gedanken, mich so zu erziehen, als ob ich ihre eigene Tochter wäre."

„Ihr kennt also Eure Eltern nicht?"

„Ich habe kein anderes Andenken von ihnen, als diese geweihte Kette."

Attin warf einen Blick auf das unscheinbare Amulet, welches das junge Mädchen ihm zeigte. Seine Aufmerksamkeit schien plötzlich gefesselt. Er betrachtete die Kette noch einmal genau und rief:

„Weiß Niemand etwas von dieser Kette?"

„Nein, Niemand, außer Magdalene."

„Nun — diese wird nicht mehr plaudern."

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen — daß ich Dich liebe, Martha, und daß Du mich wieder lieben und mir gehören mußt."

Er schlang die Arme um sie.

Martha stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„O, Zufall — wie wunderbar spielst du!" murmelte Attin. „Hier vor mir befindet sich Reichthum und Ehre. Wahrlich, ich wäre ein Narr, wenn ich sie mir entgehen ließe."

Das Entsetzen, welches das junge Mädchen beim Anblick der funkelnden Blicke des Dieners empfand, ließ sie das Todesröcheln ihrer Pflegemutter nicht vernehmen.

Das siedende Oel floß über den Körper der unglücklichen Blinden.

Sie starb, ohne Maurevel das Geheimniß ihres Herzens verrathen zu haben.

XIX.

Der Rath der Krone.

In der Nacht, die dem Aufstand in der Vorstadt St. Marcel folgte, versammelte die Königin Mutter in einem Privatgemach des Louvre den Rath der Krone.

Unter den hohen Würdenträgern, die den Befehlen Catharina's gehorchten, befanden sich die Herzöge von Anjou und d'Alençon, Heinrich von Navarra und Margaretha von Valois.

Die Bestürzung dieser hohen Personen, sich zu so später Stunde versammelt zu sehen, war groß.

Der Ausdruck der Unruhe und Aufregung, der sich auf dem Gesicht der listigen Italienerin malte, war so lebhaft, daß sie die Mittheilung einer Staatsangelegenheit von größter Bedeutung erwarteten und nicht das Wort zu ergreifen wagten.

Die Wittwe Heinrichs II. saß vor einem langen Tisch, der mit golddurchwirkten Teppichen bedeckt war.

Das Haupt auf die Hand gestützt, schien sie in tiefes Nachsinnen verloren.

Von Zeit zu Zeit fuhr sie auf, um zu lauschen, ob sich draußen nicht ein Geräusch vernehmen lasse.

Dann rief sie mit lauter Stimme:

„Nichts — noch immer Nichts!"

Kaum hatte sie dies gerufen, so sank sie wieder in ihre frühere Niedergeschlagenheit zurück.

Die Mitglieder der königlichen Familie und die Räthe der Krone wechselten verstohlene Blicke mit einander, wagten jedoch ihren Gedanken keinen Ausdruck zu geben.

Endlich, als der Rath vollständig beisammen war, das heißt, als ein Dutzend Würdenträger um den Tisch versammelt saßen, gab der Ceremonienmeister ein Zeichen und Catharina erhob ihr bedeutsames, von Leidenschaften durchwühltes Antlitz.

„O, die Angst tödtet mich," rief die verschlagene Königin, „nicht länger mehr vermag ich zu schweigen."

„Was geht denn vor, theure Mutter?" fragten die Angehörigen der Königin.

„Was vorgeht? Wahrlich, nichts Gutes! Eine Trauerkunde ist zu mir gedrungen —"

„Eine Trauerkunde?"

„Ja," fuhr Catharina fort, „aber ich zögere noch, ihr Glauben zu schenken."

„Ihr seid todtenbleich!" rief der Herzog von Anjou.

„Wenn Ihr uns liebt, theure Mutter," begann Margaretha von Valois und ergriff theilnehmend die Hand Catharina's, „so lasset uns die Ursache Eures Kummers wissen!"

„Sollen wir, Deine Kinder, Deinen Gram nicht theilen?" fragte mit affectirter Kindlichkeit der Herzog von Alençon.

Nur Heinrich von Navarra schwieg und lächelte im Stillen über die Unwahrheit und Heuchelei, die hier zur Schau getragen wurden.

„Vor einer Stunde hat man mir mitgetheilt," begann die Königin Mutter langsam und feierlich, „daß der König Karl IX. —"

Alles drängte sich gespannt um die Königin zusammen, welche fortfuhr:

„Aber nein, es ist unmöglich, und ich hoffe zu Gott, daß die Botschaft sich nicht bestätigen wird —"

„Vollendet, Mutter, ich flehe Euch darum an!"

„Der König, heißt es, ist ermordet worden," sprach Catharina mit gedämpfter Stimme.

Bei diesen Worten erhob sich ein Schrei der Bestürzung in der ganzen Versammlung.

Ehrgeiz und Stolz färbten purpurn die Wangen der Herzöge von Anjou und d'Alençon und sie wechselten einen Blick, der den Ausdruck ihrer plötzlich erwachenden Hoffnungen wiederstrahlte.

Nur Heinrich von Navarra schwieg und, erwog die Pläne, die seine Schwiegermutter jetzt zu verwirklichen beabsichtigen mochte.

Die Anwesenden hatten noch nicht Zeit gehabt, sich zu sammeln, als ein Diener den Grafen Retz meldete.

Es war dies der von Catharina erwartete Bote.

Die Italienerin eilte ihm einige Schritte entgegen.

„Nun?" fragte sie.

Und da der Graf zögerte, fuhr Catharina mit ernster Stimme fort:

„Sprechet! Wie traurig auch die Nachrichten sein mögen, die Ihr dem Rath der Krone mitzutheilen habt, wir müssen sie hören — ich befehle es!"

„Königin!" begann langsam der Graf von Retz. „In einem Volksaufstande, der gestern Abend im Stadtviertel St. Marcel stattfand, ist Se. Majestät Karl IX. ermordet worden."

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens hallte in dem königlichen Gemach wieder.

„Ist dieser Mord eine Thatsache?" fragte Catharina von Medicis.

„Eurem Befehle entsprechend, Majestät, habe ich selbst Erkundigungen eingezogen. Zum Unglück bestätigt sich die traurige Nachricht."

„Ist der Mörder entdeckt?"

„Leider nicht."

„Und wo ist der Leichnam meines Sohnes?"

„Man hat ihn noch nicht auffinden können."

„Graf von Retz," fuhr Catharina fort, „noch vor Tagesanbruch muß der Leichnam des Königs sich im Louvre befinden. Ich stelle Euch die ganze Garnison der Hauptstadt zu Gebote. Wendet jedes Mittel an, um zum Ziele zu gelangen. Ich will blutige Rache für den Mord meines geliebten Sohnes und verlange, daß den sterblichen Ueberresten Karls IX. die gebührende Ehrfurcht erwiesen werde! Beeilt Euch also!"

Während der Graf Retz sich entfernte, wandte sich Catharina mit verstörter Miene an den Rath der Krone und sprach:

„Jene traurige Nachricht, an deren Wahrheit ich nicht zu glauben vermochte, Ihr kennt sie jetzt, meine Herren!"

„Der König ist todt! Es lebe der König!" rief, sich bedeckend, der Präsident des Rathes der Krone.

Und nach dem Gesetz der Hofetiquette wiederholten die Anwesenden:

„Der König ist todt! Es lebe der König!"

„Dieser traurige Gruß, den Ihr nach altem Brauche dem französischen Königthum bringet, erinnert mich an meine Pflicht," fuhr Catharina fort. „Also im Namen dieser Pflicht, meine Herren, laßt uns Schmerz und Thränen bis morgen zurückhalten und heut Nacht nur an Frankreichs Schicksal denken!"

„Was wollt Ihr damit sagen, Mutter?" begann der Herzog von Anjou.

„Ich will damit sagen," antwortete die Königin Mut-

ter, „daß dem Zustande der Aufregung, in welchen die Schwäche meines verstorbenen Sohnes das Reich hat gerathen lassen, die größte Energie entgegengesetzt werden muß."

„Drohet dem Throne eine Gefahr?" fuhr der Herzog fort.

„Nicht nur eine Gefahr, sondern der Untergang. Wenn nicht schon morgen für Ordnung gesorgt wird, so entbrennt von einem Ende Frankreichs bis zum andern der Bürger- und Religionskrieg. Man muß deshalb sofort einschreiten."

„Oder geschickt unterhandeln, bis die Salbung des neuen Königs stattgefunden hat," äußerte der Herzog von Alençon.

„Keine halben Maßregeln!" rief der Herzog von Anjou. „Ich will hoch, mit fester Hand, das erste Scepter der Welt führen!"

„Was, mein Sohn, willst Du auf den Thron Polens, der Dir angeboten, verzichten?"

„Frankreich steht meinem Herzen näher, als Polen," erwiederte Anjou.

„Du bist vielleicht mehr Franzose, als die Franzosen selbst, mein guter Bruder," bemerkte boshaft der Herzog von Alençon.

„Weshalb, mein trefflicher Bruder," versetzte Anjou, „besteigst Du nicht selbst den Thron Polens, da Du doch eine so große Vorliebe für das Volk der Polen zu hegen scheinst?"

Ein strenger Blick Catharina's setzte dem Streit der beiden Thronerben ein Ziel.

„Aus Gründen der Staatspolitik, die der Rath der Krone beherzigen wird," fuhr sie mit gehobener Stimme fort, „wird mir allein die Aufgabe zustehen, für das Wohl des Landes Sorge zu tragen. Also kraft des Testaments

meines innigst geliebten, in Gott ruhenden Gatten Heinrichs II. —"

Catharina hielt mitten im Satz inne. Sie glaubte ein höhnisches Lachen gehört zu haben. Indem sie jedoch um sich blickte, nahm sie wahr, daß die Augen aller Anwesenden gespannt an ihren Lippen hingen. Sie fuhr also feierlich und würdevoll fort:

„Kraft des Testaments Heinrichs II. ernenne ich mich bis zur Thronbesteigung des neuen Königs zur Regentin Frankreichs."

„Wozu eine Regentin Frankreichs, da der König Karl IX. noch lebt?" unterbrach sie eine bebende Stimme.

In der That trat Karl IX. in Begleitung eines Mönches in die Mitte des Rathes der Krone.

* * *

Unsere Leser werden wissen wollen, wer die geheimnißvolle Persönlichkeit war, die bisher unter dem Namen des „Unbekannten" an den Ereignissen dieser Geschichte Theil nahm, und wie es diesem Unbekannten gelungen sein mochte, den König der Volkswuth zu entreißen, die von Catharina von Medicis mit blutiger Berechnung heraufbeschworen war.

Die Ereignisse werden die erstere Frage beantworten; die Erklärung des zweiten Umstandes ist leicht.

Der Unbekannte hatte, wie man sich erinnern wird, Etienne Ferrand gesagt, daß er die Herausforderung Maurevels übernehmen und am anderen Tage Etienne in seiner Wohnung Auskunft über den Erfolg dieses Schrittes geben wolle. Als er die Färberei in Gesellschaft seines jungen Freundes verließ, gerieth er mitten in die Wirren des Tumults der Vorstadt St. Marcel.

Sehen, fragen und erfahren, was vorging, war für den Unbekannten das Werk eines Augenblicks.

Plötzlich bemerkte er Serlabous, der ihn zu vermeiden und das Gesicht unter seiner Kapuze zu verbergen suchte.

„Wer ist der Rädelsführer dieses Tumults?" fragte der Unbekannte.

„Ich bin es, Hauptmann," antwortete Serlabous und machte achtungsvoll den militärischen Gruß.

„Es gilt das Leben des Königs, nicht wahr?"

„Ja, Hauptmann."

„Wohlan, er muß gerettet werden!"

„Teufel, dann wäre ich verloren."

„Mir gleich — Du bist auch geschickt genug, um Dich aus der Schlinge zu ziehen. Ich will, daß der König gerettet werde, und was die Folgen betrifft, so werde ich sie zu tragen wissen."

„Hauptmann, ich gehorche."

Serlabous und der Unbekannte sprachen leise einige Worte mit einander. Der Letztere wandte sich dann zu Etienne, der ihn erwartete.

„Ihr könnt mir einen Dienst leisten, junger Freund," sagte er zu ihm.

„Sprecht!" antwortete Etienne. „Ich bin glücklich, Euch einen Beweis meines Dankes geben zu können."

„Ich beabsichtige, einem Manne das Leben zu retten, der im Hofe der Patriarchen von einer wüthenden Volksmasse umzingelt ist — aber wir müssen ihm sofort zur Hülfe kommen."

„Ich hoffe zuversichtlich, ihn retten zu können. Folget mir!"

In Folge seiner Beziehung zur Familie des Glöckners war Etienne Ferrand mit allen Ein- und Ausgängen der Kirche St. Medardus ganz genau bekannt. Er geleitete den Unbekannten zu dem geheimen Durchgang, und wir haben gesehen, wie König Karl IX. der Volkswuth entrann.

Nachdem dieses Werk vollbracht war, eilte Etienne zu

seinen Gefährten in Gentilly, die ihn mit großer Ungeduld erwarteten.

In der Wohnung des Priesters von St. Medardus erholte sich der König allmälig und prüfte ernsthaft seine Lage.

Schaudernd weilte seine Phantasie bei den letzten Erlebnissen und den Gefahren, in denen sein Leben geschwebt hatte.

„Es liegt außer allem Zweifel," rief der unglückliche Fürst, „daß mein Leben auf dem Spiele stand, weil ich mich weigerte, das Todesurtheil der Hugenotten zu unterschreiben."

„Gott wird Euch für Eure Menschlichkeit Dank wissen, Sire!" sagte der Priester von St. Medardus.

„Und Frankreich wird zu allen Zeiten Euren Namen mit Ehrfurcht nennen," fuhr der Unbekannte fort.

„O, wenn ich an meinem Hofe nur einen treuen Diener hätte!" rief Karl seufzend aus.

„Wollt Ihr meine Dienste annehmen, Sire?" fragte der Unbekannte.

„Da Ihr mir das Leben gerettet habt, so gebietet mir die Vernunft, Euch Vertrauen zu schenken," antwortete der König.

„Sire, könnt Ihr mir hier, in Gegenwart eines katholischen Priesters, schwören, daß Ihr die Protestanten gegen ihre erbitterten Feinde schützen wollt? Wenn Ihr diesen Eid leistet, Sire, so erhebe auch ich die Hand zum Ewigen und schwöre, Eure Macht und Euer Ansehen im Louvre wiederherzustellen."

„Aber wer seid Ihr denn, daß Ihr mit solcher Sicherheit zum Könige zu sprechen wagt?"

„Der Magier, der bei dem letzten Hofball die Zukunft der königlichen Familie weissagte."

Karl IX. war offenbar bei dieser Enthüllung betroffen

und schwieg. Dann aber erhob er die Hand und begann feierlich:

„Ich schwöre, der reformirten Religion gegen ihre Feinde Schutz gewähren zu wollen!"

„Gedenket Eures Schwures, Sire," betonte stolz der Unbekannte.

Dann fügte er leise hinzu:

„Dieser Schwur ist eine schreckliche Waffe, der sich gegen Euch selbst kehren wird, wenn meinen Glaubensgenossen ein Unglück widerfährt!"

In der folgenden Nacht führte der Unbekannte, in Mönchstracht gekleidet, den König zum Louvre zurück und veranlaßte ihn, sich in einer Nische des Saales zu verbergen, in dem der Rath der Krone auf Befehl der Königin Mutter versammelt war.

Dort hörte Karl IX. die ganze Unterhaltung, die zwischen den ihm nahe stehenden Personen stattfand, und ihm entschlüpfte jener Laut des höhnischen Lachens, den Catharina von Medicis vernommen.

Verfolgen wir jetzt den Fortgang der Ereignisse, die nach der Ankunft des Königs im Rathe der Krone stattfanden.

„Wozu eine Regentin von Frankreich," wiederholte der Monarch mit zorniger Stimme, „da Karl IX. noch am Leben ist?"

Bei diesem wiederholten Ausruf stieß die Königin einen wilden Laut des Entsetzens aus.

Die Herzöge von Anjou und d'Alençon standen wie vom Blitz getroffen da und Margaretha von Valois sah den geheimen Gedanken ihrer Seele, eines Tages Heinrich von Navarra auf den Thron Frankreichs zu führen, vernichtet.

Die Mitglieder des Rathes der Krone verbeugten sich ehrfurchtsvoll.

Nur Heinrich von Navarra blickte mit ironischer Ruhe auf die seltsame Scene.

Aber dieser Zustand der Bestürzung sollte nicht lange dauern. Catharina war zu klug und hatte zu viel Geistesgegenwart, um nicht sofort die Verhältnisse zu ihrem Vortheil auszubeuten.

Sie stürzte auf Karl IX. zu, schloß ihn in ihre Arme und drückte ihn an's Herz mit den Worten:

„Mein Sohn lebt! Vorsehung, wie danke ich Dir, daß Du mein Kind mir erhalten und Frankreich vor der Schmach eines Königsmordes behütet hast!"

Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie, mit Ausnahme Heinrichs von Navarra, wollten der Königin Mutter nachahmen, aber Karl IX. wehrte ihre heuchlerischen Liebkosungen von sich ab.

„Schon gut!" sagte er verächtlich. „Nach den Aufregungen der Seele, die ich erlitten, bedarf ich der Ruhe. Verlasset mich!"

Und als seine Brüder, seinem Befehl zuwider, ihn zärtlich umarmen wollten, rief er:

„Wozu diese Komödie? Ich habe Alles gehört, meine Herren. Von zweien Dingen ist nur eins möglich. Entweder hieltet Ihr mich für todt und beeiltet Euch mehr als gebührlich, den Thron in Besitz zu nehmen, oder —"

„Nun — oder?" wiederholten von Anjou und d'Alençon, die unter dem Anschein, sich beleidigt zu fühlen, die Stimme ihres Gewissens zu verbergen suchten.

„Schweiget — der König befiehlt es Euch!" schrie Karl IX.

Er wollte dann Catharina zu dem Mönche führen, der unbeweglich in einem Winkel des Saales stand. Aber die Königin Mutter hielt ihren Sohn zurück und fragte, auf den Unbekannten deutend:

„Wer ist dieser Mann?"

„Dieser Mann ist mein Retter!" antwortete der König mit lauter Stimme.

Dann näherte er sich dem Mönche und fügte hinzu:

„Ohne die Hülfe dieses Edelmannes würde heut einer meiner Brüder an meiner Stelle den Thron Frankreichs besteigen. Danke ihm hierfür, wenn Du gegen mich mütterliche Gefühle hegst! Was mich betrifft, ich will und befehle, daß er als mein treuester und aufrichtigster Freund jeder Zeit ungehindert Zutritt zum Louvre habe!"

Nach diesen Worten schritt Karl IX. durch eine Seitenthür in seine Gemächer.

Catharina hatte inzwischen den Mönch im Auge behalten, und als der König sich entfernt hatte, winkte sie ihm.

„Wer seid Ihr?" fragte sie.

„Ein armer Diener des Herrn, Majestät."

„Wer hat Euch erlaubt, den Louvre zu betreten?"

„Der König selbst."

„So habt Ihr also den König gerettet?"

„Ich hatte das Glück, Königin, Se. Majestät den Händen der Mörder zu entreißen."

„Das wird, wie ich hoffe, für Euch kein Grund sein, zum zweiten Male nach dem Louvre zu kommen!" versetzte Catharina.

„Der König ordnete an —"

„Ich, als Königin Mutter, habe hier allein zu befehlen!"

„Ich verstehe — mein Erscheinen ist hier nicht erwünscht."

„Vergesset nicht," fuhr Catharina fort, „daß ich die geringste Ungehorsamkeit auf das Strengste bestrafen werde!"

„Ich werde Euren Wunsch in gutem Gedächtniß behalten, Fürstin — und mein Gedächtniß ist ebenso treu,

wie meine Zunge verschwiegen. Ihr wißt ja, daß ich zu schweigen verstehe —"

„Was soll das heißen?"

„Habe ich jemals seit dem Tage gesprochen, Fürstin, an welchem die Tochter Heinrichs II. und der Sara Flamin durch einen geheimen Befehl dem Tode überliefert ward!"

Bei diesen, mit dumpfer Stimme gesprochenen Worten trat Catharina entsetzt zurück.

Der Mönch fuhr kaltblütig fort:

„Es giebt noch andere Dinge, die ich dem Testamente des Herrn von Mouy entnehmen könnte, allein —"

„Genug!" rief Catharina erstarrend. „Der Palast des Louvre ist für Euch geöffnet und die Königin Mutter wird, wie ich hoffe, die Ehre haben, Euch häufig zu empfangen!"

Dann fügte sie laut und mit honigsüßer Stimme hinzu:

„Auf Wiedersehen, mein Vater! Auf Wiedersehen!"

Der wohlwollende und vertrauliche Ton, mit dem die Königin Mutter von dem Unbekannten sich verabschiedete, ließen ihn den Anwesenden als eine Persönlichkeit von Einfluß erscheinen.

Man näherte sich ihm und überhäufte ihn mit Fragen. Aber der Mönch wich aus und gab unbestimmte Antworten.

Er schritt langsam durch den Saal. Als er aber bei der Prinzessin Margaretha vorüber kam, näherte er sich ihr, um sie zu begrüßen.

„Verzeiht meine Kühnheit, Prinzessin —" sprach er zu ihr mit leiser Stimme und verneigte sich tief, als wollte er eine Bitte an sie richten.

„Welche Kühnheit, mein Vater?" fragte Margaretha überrascht.

„Seid künftig vorsichtiger, wenn Ihr die Strickleiter am Fenster der Straße St. Denis zurückzieht!" sagte der Mönch.

Die Schwester des Königs wurde purpurroth. Sie wollte antworten, aber der Unbekannte war bereits verschwunden.

„Was hat Dir der geheimnißvolle Mann gesagt?" fragte Heinrich von Navarra seine Braut.

Bei dieser Frage lachte Margaretha von Valois hell auf und ergriff den Arm ihres Bruders Anjou mit den Worten:

„Er sagte, es sei Nichts thörichter, als am hellen Tage Gespenster zu sehen."

Eben war der Mönch im Begriff, die Vorzimmer zu durchschreiten, als er einen Mann wahrnahm, der bei seiner Annäherung so schnell wie möglich zu entschlüpfen suchte.

Der Mönch eilte ihm nach und klopfte ihm auf die Schulter.

Der Flüchtling machte Halt.

„Was wollt Ihr?" fragte er in rauhem Tone, sich umwendend.

„Dich an unsere Verabredung erinnern, Maurevel!" antwortete der Unbekannte.

„Welche Verabredung meint Ihr?" fragte der Mordgeselle des Königs mit verstellter Ueberraschung.

„Hast Du nicht gestern Abend in Deiner Höhle an der Wechslerbrücke eine von meiner Hand unterzeichnete Herausforderung gefunden?"

„Möglich!"

„Ich bestimme in dieser Forderung, daß Du Dich morgen früh um neun Uhr auf dem Pré-aux-Clercs einfindest —"

„Und wenn ich nicht käme?"

„So würde Dir mehr Unheil widerfahren, als Du meinst, Maurevel!"

„Sei es! Ich komme!" sagte der Bandit nach einer kurzen Pause.

„Hundert Schritte vom alten Thurm von Nesle," fuhr der Mönch fort.

„Einverstanden."

Und Maurevel begab sich in die Gemächer der Königin Mutter, die eben ein geheimes Zwiegespräch mit ihrem Sohne pflog.

In dieser Unterredung wußte die blutgierige Italienerin den Stolz des Königs so energisch anzustacheln und die Besorgniß vor dem Verluste seiner Krone so brennend in ihm anzufachen, daß er jene verhängnißvolle Einwilligung gab, die ihm alle Schrecken des Aberglaubens bis dahin nicht abzuzwingen vermocht hatten.

Die geheime Geschichte Frankreichs lehrt uns, daß Karl IX. grausam wurde, um nicht zu schnell den Thron und das Leben verlassen zu müssen.

Am Fuße der Treppe, die zur Zugbrücke des Louvre führte, traf der Unbekannte einen zweiten Mönch, der unbeweglich mit über der Brust gekreuzten Armen dastand und ihn zu erwarten schien.

„Ah, Du bist es, Restaud!" sagte der Unbekannte zu demselben.

„Ja, Hauptmann," antwortete der andere Mönch.

„Nun — und?"

„Ich habe meinen Auftrag besser ausgerichtet, als ich Anfangs erwartete."

„Wieso?"

„Es war Euch wohl bekannt, daß Mönche in den Vorzimmern der Großen und selbst in der Gesellschaft der

Edelleute am Hofe aus Rücksicht auf die Gesinnungen der Königin Mutter geduldet werden. Ich sollte mich daher in diese Kreise begeben, um Nachrichten einzuziehen — nicht wahr?"

„Allerdings."

„Hauptmann, ich habe meine Zeit nicht vergeblich dort zugebracht —"

„Nun, sprich Dich aus."

„Ich habe uns eine Freundin in der Person der Königin, Elisabeth von Oesterreich, erworben!" versetzte der andere Mönch.

„Eine Freundin?"

„Ja — höret nur. Ich schritt durch den Gang, der zu dem Zimmer der Königin führt, als ich plötzlich einen furchtbaren Schrei vernahm. Von einer geheimen Ahnung geleitet, öffnete ich die Thür dieses Zimmers und fand Elisabeth von Oesterreich auf ihrem Bett in Krämpfen sich windend."

„Wie! Hat das Unheil sie bereits getroffen, von dem sie bedroht war?"

„Gefahr war im Verzuge, Hauptmann. Die Königin war soeben vergiftet worden."

„Vergiftet! Welcher Elende hat es gewagt —!" rief der Unbekannte.

„Ich weiß es nicht. Ich wandte sofort die Kenntniß der edlen Wissenschaft an, die uns schon so häufig gute Dienste geleistet hat. In aller Eile setzte ich ein wirksames Gegengift zusammen und —"

„Es gelang Dir?"

„Die Königin ist gerettet!"

„Und hat sie Dich nach Deinem Namen gefragt?"

„Ja, Hauptmann, aber ich verschwieg ihn in der Absicht, Euch das Weitere zu überlassen."

„Du hast Recht daran gethan — ich danke Dir, mein treuer Restaud."

Die beiden Mönche entfernten sich aus dem königlichen Palast, nachdem sie der Schildwache an der Zugbrücke des Louvre das Losungswort gesagt hatten.

„Vortrefflich," murmelte der Unbekannte während des Weges. „Ich habe sie alle Beide: Elisabeth und Margaretha! Die Weiber sind das beste Hülfsmittel, wenn man in schwierigen Angelegenheiten zum Ziele gelangen will."

Bevor wir die Ereignisse mittheilen, die am Morgen jenes, für das Schicksal Frankreichs so verhängnißvollen Tages eintraten, bevor wir den seltsamen Zweikampf schildern, der für die Verwicklungen dieser Geschichte von so großer Wichtigkeit sein sollte, müssen wir auf einen Augenblick unsere Blicke zurückwenden und unsern Lesern den Ausgang des Vorfalls in dem kleinen Hause zu Gentilly berichten.

Indem Clopinet die alte Pernelle berauscht machte, erfuhr er von ihr Alles, was er wissen mußte, um Alice zu beschützen und ihre Flucht, im Fall ihm das Glück nur ein wenig lächelte, zu bewerkstelligen.

Nachdem der wackere Bucklige diese Kenntniß erworben, verlor er keinen Augenblick Zeit.

Kaum hatte er in Gesellschaft Alice's das Schlafzimmer betreten, so untersuchte er die Wände.

Er klopfte vorsichtig, aber nirgends ließ sich ein hohler Klang vernehmen.

Sein Blick fiel nun auf einen Kamin.

Obwohl dieser sehr eng war, so gelang es dem Buckligen doch, emporzuklimmen, und er erreichte das Dach des Hauses.

Zum Glück befand sich in der Nähe ein Baum, dessen Zweige das Dach berührten.

Clopinet nahm diesen glücklichen Umstand wahr. Er kletterte mit der Geschicklichkeit einer Katze von Ast zu Ast und gelangte nach wenigen Augenblicken am Boden an, um dann so schnell als seine Beine ihn trugen nach dem Orte zu eilen, wo Perrin Mauduit und seine Begleiter ihn erwarteten.

Eben war Etienne eingetroffen.

Wir haben bereits erfahren, wie unsere Freunde gerade im entscheidenden Augenblick die neue Entführung Alice's verhinderten.

Wir wissen ferner, daß Clopinet plötzlich mit einer Pistole in jeder Hand erschien, um Etienne und Mauduit Hülfe zu bringen.

Der Bucklige feuerte auf den Metzger und seinen Gesellen.

Als der Pulverdampf verschwunden war, suchten Etienne Ferrand und seine Freunde vergebens ihre Gegner. Diese hatten die Gelegenheit benutzt, um durch einen geheimen Ausgang zu entfliehen.

Mit der anbrechenden Nacht gelangten Jean Garnier und sein Geselle in das Schlachthaus der Straße Pot-de-Fer. Sie verrammelten den Eingang und beschlossen, die Thür nicht zu öffnen, was auch von Außen her gegen sie unternommen werden möchte.

Verlassen wir die arme Tochter des Glöckners, der, nachdem sie eben der äußersten Schmach kaum entronnen war, noch manche schwere Trübsal vorbehalten sein sollte, und begleiten wir Jean Garnier und seinen Gesellen in das Schlachthaus.

Als die beiden Männer, erschöpft von dem Kampfe, den sie soeben bestanden, und von der athemlosen Hast, mit der sie den weiten Weg zurückgelegt hatten, in die Thür traten, prallten sie zurück.

Es war Jemand anwesend.

Caget saß vor der Schlachtbank, sein Haupt ruhte darauf. Er schlief, vom Rausch übermannt.

„Hab' ich Dich also, Du Hund!" schrie der Metzger und gab dem Schemel, auf dem der Trunkenbold saß, einen Fußtritt, daß er umstürzte.

Der Geselle erwachte, öffnete erschreckt die stieren Augen und wollte sich erheben.

Aber der Meister hielt ihn am Boden fest.

„Hund, Schurke!" schrie er ihm mit entsetzlicher Wuth zu. „Du also bist es, der mich verkauft hat!"

Caget, bleich wie der Tod, stammelte einige unzusammenhängende Worte.

„Elende Entschuldigungen! Nichtswürdiger Knecht! Simon, nimm den Hammer," heulte Jean Garnier, „und tödte ihn ohne Erbarmen!"

„Gnade, Gnade!" flehte der Geselle, auf die Kniee sinkend. „Ich habe Nichts gesagt, Meister! Gnade! Habt Erbarmen!"

„Gnade verlangst Du, elender Verräther?" wüthete der Metzger.

„Ich bin kein Verräther! Im Gegentheil — wenn Ihr wüßtet —!"

„Gut, so antworte!" rief Garnier und stieß den Gesellen abermals mit einem Fußtritt zurück. „Wo warst Du, während Simon und ich in Gentilly uns aufhielten? Wo warst Du? Sprich, Natter!"

„Meister," begann Caget, an allen Gliedern zitternd, „laßt mich Euch erklären —"

„Du willst noch lügen, elendes Thier!" tobte der Metzger. „Ich weiß nicht, was mich hindert, selbst Gerechtigkeit an Dir zu üben!"

„Lasset mich sprechen — ich schwöre Euch —"

„Schweig, Elender! Du haſt Geld bekommen, um mir zu dienen, und haſt mich verrathen! Simon, vollende Dein Werk!"

Letzterer, der ſich entfernt hatte, um von der Schlachtbank einen eiſernen Hammer zu holen, kehrte in dieſem Augenblick zurück.

„Schlage mir dieſen Stier nieder!" ſchrie Jean Garnier außer ſich vor Wuth.

Simon erhob den eiſernen Hammer, mit dem er den Ochſen den Todesſtreich zu geben pflegte, ſchwang ihn wirbelnd über ſeinem Haupt und ließ ihn mit aller Wucht ſeiner ungeheuren Körperkraft niederſchmettern.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von A. Sacco in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dufresne, Jean,

Des Königs Mordgehülfe Historischer Roman nach dem Französischen von Jean Dufresne

Bd.: 1

Berlin 1865

P.o.gall. 2565 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101415-2